3"/8
200 —
Arm. A. 765
340

4 Bll + 181 SS

Beſchreibung
von
Patagonien
und den
angrenzenden Theilen von Südamerika
aus dem Engliſchen
des Herrn Thomas Falkner.

Nebſt einer
neuen Karte der ſüdlichen Theile von Amerika.

Gotha,
bey Carl Wilhelm Ettinger.
1775.

HB 166/864

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

Vorrede.

Bewegungsgründe zur Herausgabe dieſes Werks.
Gemeinſchaftliches Intereſſe von Großbrittanien und Spanien.
Unglückliche Streitigkeiten zwiſchen beyden.
Betrachtungen über den Familientraktat.

Einleitung.

Von dem auf der Karte vorgeſtellten ſüdlichſten Theil von Amerika.

Nachricht von der Karte.
Große Patagonen.
Bemerkungen über Herrn d'Anvilles Karte.

Erſtes Kapitel.

Von dem Boden und den Produkten des ſüdlichen Theils von Amerika.

Gebiet von St. Jago del Eſtero *)

*) Dieſe Stadt, welche von Cordova gen Norden liegt, iſt nicht innerhalb der Grenzen der Karte befindlich.

Innhalt.

Traveſia oder Wüſte ohne Waſſer.
Landes-Produkte.
Algerrova und andere wilde Bäume.
Quiabrahacho und andere Zimmerholzbäume.
Angepflanzte Fruchtbäume, Weinſtöcke.
Korn, Wachs und Honig.
Salpeter (große Menge) ſalziger Boden.
Zahmes Rindvieh und Schaafe, wildes Rindvieh.
Pferde, wilde und zahme.
Gold- und Silberbergwerke.
Apothekerwaaren, merkwürdige Kuren.
Theepflanze.
Eigenſchaften des amerikaniſchen Thees.

Zweytes Kapitel.

Beſchreibung des indianiſchen Landes, mit ſeinen Thälern, Bächen, Flüſſen u. ſ. w. des großen Plataflusſes mit ſeinen Aermen, Fiſchen und Häfen.

Der zweyte, dritte, vierte und fünfte Fluß.
Die Berge von Cordova und Yacanto.
Fruchtbare Thäler, ſpaniſche Meyerhöfe.
Wichtigkeit dieſer Länder für Spanien.
Leichtigkeit, dieſelben zu erobern.
Cordilleras, oder weiße Berge.
Volkane, merkwürdiger Ausbruch.
Das Land Buenos-Ayres, deſſen Flüſſe, Seen, u. ſ. w.

Unbe-

Unbewohnte Ebenen, der Fluß Saladillo.
Der Platafluß und ſeine Aerme.
Knochen und Skelete von außerordentlicher Größe.
Fiſche mit Schuppen.
Fiſche ohne Schuppen.
Ein noch nicht beſchriebenes Amphibium.
Häfen des Plataflusses. Buenos-Ayres.
Kolonie St. Sakrament. Meerbuſen von Barragan.
Häfen von Montevideo und Maldonado.
Nördliche Seite des Plataflusses.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung der Beſchreibung des indianiſchen Landes mit ſeinen Thälern, Bergen, Flüſſen u. ſ. w. — Terra del Fuego, Falklandsinſeln.

Der Berg von Vivoras und Monte del Tordillo.
Vorgebürge des heiligen Anton.
Das Land der Tuyu, ſeine Seen, Flüſſe u. ſ. w.
Die Berge Vuulcan und Tandil.
Sandige Wüſte, Berg Caſuhati.
Land der Divihets, Salzteiche.
Hueyque Leuvu oder der Weidenfluß.
Der rothe Fluß oder erſte Deſaguadero.
Seen von Guanacache.
Der ſchwarze Fluß oder zweyte Deſaguadero.

Die Flüſſe Sanquel, Lolgen, Limee u. ſ. w.
See von Nahuelhuapi.
Halbinſel von Nahuelhuapi, Bay ohne Grund (Bay ſans fond.)
Unternehmen, die Küſte von Patagonien zu unterſuchen.
Vorſchlag zu einer neuen Kolonie.
Ein heiliger Baum, Fluß Camarones.
Land der Tehuelhets, Anta, eine Arzneygattung.
Bezoarſteine.
Landſchaft der Huillichen, Lahual oder Alercebaum.
Taback, Südliche Tehuelhets.
Terra del Fuego.
Nachricht von den Falklandsinſeln.
Verkauf der franzöſiſchen Beſitzungen, daſelbſt an Spanien.

Das vierte Kapitel. S. 120

Nachricht von den Einwohnern des auf der Karte beſchriebenen ſüdlichſten Theils von Amerika.

Die Nation der Moluchen, der Stamm der Picunchen.
Der Stamm Pehuenchen.
Vier Stämme Huillichen.

Die

Innhalt.

Die Völkerſchaft der Puelchen, Stamm Taluhets.
Stamm Divihets.
Stamm Chechehets.
Tehuelhets oder Patagonen verſchiedener Stämme.
Leuvuches und ihre Caciken, Cacapol und Cangapol.
Kriege mit den Spaniern.
Berg-Tehuelhets.
Chulilau-Cunnees, Sehuau-Cunnees, Yacana Cunnees.
Fabelhafte Erzählungen von den Cäſaren.

Das fünfte Kapitel.

Von der Religion, Regierung, Staatskunſt und Gebräuchen der Moluchen und Puelchen.

Begriffe von einer Gottheit, Schöpfung und künftiger Zuſtand.
Teufel, Zauberer, Gottesdienſt.
Leichencäremonien.
Wittwen, Trauer und Gräber.
Regierung und Caciken.
Oberſter Feldherr, Art, Krieg zu führen.
Eingeſchränkte Gewalt der Caciken.
Heyrathen, Vielweiberey.
Zuſtand der Weiber.
Kinderzucht.

Klei-

Kleidung der Männer.
Waffen zur Vertheidigung und zum Angriff, Steinkugeln.
Weiberkleidung.

Das ſechſte Kapitel.

Nachricht von der Sprache dieſer Landeseinwohner.

Grammatikaliſche Beobachtungen, Regeln, Beyſpiele ꝛc.
Proben aus der moluchiſchen Sprache.
Wörterverzeichniß.

Vor.

Vorbericht
des Ueberſetzers.

Man glaubt durch die Ueberſetzung dieſes Werks dem gelehrten Publikum einen nützlichen Dienſt erwieſen zu haben, da daſſelbe in allem Betracht einen wichtigen Beytrag zur Erdbeſchreibung und zur Geſchichte der Natur und Menſchheit enthält. Es lernet uns das Land, die Lebensart, Sitten, Gebräuche und Sprache eines Geſchlechts von Menſchen näher kennen, das ſeit geraumer Zeit der Gegenſtand der öffentlichen und Privatunterhaltungen geweſen iſt. Der Naturhiſtoriker kann daraus verſchiedene Claſſen ſeines Syſtems bereichern; die **Kaims, Büffons, Iſelins** und **Herders** erhalten dadurch einen reichen Stoff, Betrachtungen über den natürlichen Zuſtand des Menſchen, über den Urſprung und Fortgang der Kultur anzuſtellen; ſie können aus den vorliegenden Datis des planen Erzählers, aus Sitten, Sprache, Religion ihre Hypotheſen von der Bevölkerung dieſes vierten Erdtheils und der Verſchiedenheit

 ganz

ganz von einander unabhängiger Menſchenſtämme, entweder der Gewißheit näher bringen oder verbeſſern, indem ſie dieſelben mit den Sitten, Sprachen und Religionen anderer Völker in Vergleichung ſetzen, um entweder Verſchiedenheiten, oder Aehnlichkeiten und Gleichheiten, ſo wie ſie vor einiger Zeit ein däniſcher Miſſionar zwiſchen der Grönländiſchen Sprache und der Sprache der Eſquinaux fand, zu entdecken, und die Folgerungen daraus zu ihrer Abſicht anzuwenden. Der anſehnlichſte Theil des Innhalts, welcher in der geographiſchen Beſchreibung des ſüdlichen Theils von Amerika beſteht, gehöret unſerm **Büſching, Gatterer, Schlözer** und **Meuſel**, Männern, die, wenn ſie ſich gleich, einzeln betrachtet, durch den Eifergeiſt ihr Terrain zu behaupten, theilen laſſen, dennoch, wenn es das allgemeine Intereſſe des Reichs der Wiſſenſchaften betrift, dem ſie gemeinſchaftlich vorſtehen, nie getrennt werden müſſen.

Eine Vergleichung der gegenwärtigen nach den Entdeckungen des Verfaſſers entworfenen Charten mit den ältern Charten dieſes Landes, beſonders denen, die nach den Beſchreibungen der in den jetzigen Zeiten berühmt gewordenen Südſeefahrern, gemacht worden ſind, wird zu erkennen geben, welche Bereicherungen und Verbeſſerungen die Erdbeſchreibung von Amerika in Anſehung des ſüdlichen Theils deſſelben, von den Bemühungen dieſes alten, alle Kennzeichen eines

eines glaubwürdigen Erzählers an ſich tragenden Reiſenden erhalten hat; und daß, wenn wir nunmehr die ganze Beſchaffenheit dieſes Landes, ſeine Völkerſchaften nebſt ihren Grenzen u. ſ. w. kennen, wir dieſe Kenntniß ihm allein zu verdanken haben, da er unter allen, die in dieſe Gegenden gekommen ſind, der einzige iſt, der ſich im Innerſten des Landes, und zwar eine Reihe von vierzig Jahren hindurch, aufgehalten hat.

In einigem Betracht iſt dieſes Buch im geographiſchen Fache das, was im hiſtoriſchen Schlözers ſummariſche Geſchichte von Nordafrika iſt, und was die kanariſche, äthiopiſche Geſchichte, die Geſchichte der übrigen Staaten von Afrika und der arabiſchen und europäiſchen Kolonien, von eben dieſem Schriftſteller bearbeitet werden wird; auch hier kann man ſagen: Es iſt Zeit, daß wir mit der Erdbeſchreibung unſerer vier alten Welten fertig werden, ehe wir mit der fünften und ſechſten, die Georg III. entdecken läßt, alle Hände voll kriegen.

Anmerkungen hätten ſich, um der Ueberſetzung das gemeine Anſehn zu benehmen, unter dem Texte in Menge anbringen laſſen. Aber eines Theils glaubte ich einen guten ſimpeln engliſchen Tuchrock zu verunſtalten, wenn ich ihn mit ausländiſchen Treſſen oder Franzen beſetzte; andern Theils mochte ich nicht thun, als wenn ich einen Fehler hätte erſetzen wol-

len, den doch der Verfaſſer, wenn er den Mangel ſolcher Anmerkungen und Erklärungen für einen ſolchen gehalten hätte, viel beſſer als ich würde erſetzt haben, wenn er anders nur gewollt hätte; und endlich, wenn ein Buch bloß für Kenner geſchrieben iſt, und Entdeckungen in irgend einem Fache menſchlicher Kenntniſſe enthält, ſo iſt es unſchicklich und vorwitzig, Erinnerungen anbringen zu wollen, die jeder andere kundige eben ſo gut machen konnte; ſo wie es nicht beſchieden iſt, bey allen Gelegenheiten dem Leſer ſeine eigenen Gedanken und Einfälle vor der Stirne wegnehmen zu wollen. Gotha, den 24. April 1775.

Der Ueberſ.

Vorrede.

Man betrachtet die Errichtung einer engliſchen Kolonie auf den Falklandsinſeln als eine Folge von einem Gedanken des verſtorbenen Lord Anſon, welcher glaubte, daß eine Niederlaſſung und die Verſicherung eines guten Hafens in den ſüdlichern Gewäſſern von Amerika, für die engliſchen Schiffe der beſte Weg ſey, den Handel und die Seemacht Großbritanniens auszubreiten. In dieſer Rückſicht glaubte ich, daß ein Unterricht von der Geographie, den Einwohnern und andern Eigenthümlichkeiten des ſüdlichſten Theils des feſten Landes in Amerika von einigem allgemeinen Nutzen ſeyn und dem Wißbegierigen eine angenehme Unterhaltung verſchaffen möchte. Ich machte mir zu dem Ende die Bekanntſchaft eines Mannes zu nutze, der ſich beynahe vierzig Jahre in Südamerika aufgehalten hat, und zur Berichtigung alter und Entwerfung neuer Charten von dieſem Lande gebraucht worden war, und erhielt von ihm die Gefälligkeit, daß er nach ſeinen ſelbſt gemachten Beobachtungen, und nach

den ihm von andern zugekommenen Nachrichten eine Charte entwarf, und derſelben eine Beſchreibung des Landes, und der Einwohner Indiens beyfügte. Er hat auch darinnen ſolcher Beſonderheiten der Landesprodukte Erwähnung gethan, die theils zu Handelsartickeln dienen, theils der Arzeneykunde, der er ſich gewidmet hat, zum Vortheil gereichen können. Die Veränderungen, welche mit ſeinem Aufſatze gemacht worden ſind, betreffen bloß die Sprache und Ordnung deſſelben; aber die Erzählungen dieſes alten Reiſenden ſelbſt ſind von allen Zuſätzen frey geblieben.

Eine andere Urſache gegenwärtiger Bekanntmachung iſt, daß, im Fall zwiſchen den Höfen zu Londen und Madrit eine gänzliche Verſöhnung zu Stande gebracht werden ſollte, den engliſchen Kaufleuten wahrſcheinlicher Weiſe wieder erlaubt werden dürfte, den Sclavenhandel, und vielleicht noch einige andere Handelszweige in den Plataſluß einzuführen.

Die Spanier, da ſie keine Kolonien auf den Küſten von Afrika beſitzen, wo Sclaven aufgekauft werden, haben Verwilligungsverträge geſchloſſen, das iſt, ſie haben den Kaufleuten anderer Nationen gleichſam die Erlaubniß verpachtet, das ſpaniſche Amerika mit afrikaniſchen Sclaven zu verſehen.

Die engliſche Südſeecompagnie hatte ein ausſchlieſſendes Vorrecht eines ſolchen Vertrags

trags von den utrechtiſchen Friedensſchluß an bis zum Ausbruch des Krieges mit Spanien im Jahr 1739. und die Compagnie hatte eine Factorey zu Buenos-Ayres, von wo aus der Sclavenhandel nicht allein mit den großen Provinzen von Buenos-Ayres, Paraguay und Tucuman, ſondern ſogar mit den Königreichen Peru und Chili viel vortheilhafter getrieben wurde, als über Portobello und Panama. Die Reiſe iſt viel kürzer das Clima geſünder; die Lebensmittel ſind beſſer, und in größerer Menge zu bekommen; Pferde und Landfracht ſind ſo wohlfeil, daß die europäiſchen Güter von Buenos-Ayres nach Potoſi und andern Theilen von Peru mit weniger Aufwand und Gefahr verſendet werden können, als nach Portobello, wo ſie über den Iſthmus geführt, und zu Panama für die Häfen von Peru und Chili wieder eingeſchifft werden müſſen. Buenos-Ayres und die Häfen des Plataflusses ſind nicht allein für die Spanier in der Aufrechthaltung des Handels von großer Wichtigkeit, ſondern ihre Herrſchaft in Südamerika hängt auch größtentheils von der Erhaltung des Beſitzes dieſer Häfen ab. Denn da ihre Schiffe nach Chili und Peru um das Vorgebürge Horn gehen, ſo müſſen ſie ſich in dem Platafluß auf dieſer langen Reiſe mit Lebensmitteln verſorgen, oder von den Portugieſen abhängen, und in einigen braſilianiſchen Häfen einlaufen.

Vorrede.

Da es wahrſcheinlich iſt, daß die engliſchen Schiffe als Freunde oder Feinde dereinſt in den Plataſluß laufen werden, ſo hat man die Häfen dieſes Fluſſes beſchrieben, und eine Nachricht von den Fiſchen gegeben, die darin gefangen werden. Es würde auch ein Grundriß von dieſem Fluſſe beygefügt worden ſeyn, wenn nicht ein ſolcher bereits in Charlevoix Geſchichte von Paraguay zu finden wäre, auf welchem die Ankergründe mit großer Genauigkeit angegeben ſind; indeſſen tragen ſich mit den Sandbänken in dieſem Fluſſe häufige Veränderungen zu. Seitdem die franzöſiſchen und ſpaniſchen Monarchen ihren Familientraktat errichtet haben, ſieht man oft franzöſiſche Kaufparthenſchiffe in dem Platastrome und andern Häfen des ſpaniſchen Amerika, und man ſagt, daß eine franzöſiſche Handelsgeſellſchaft die Freyheit erhalten habe, den Sclavenhandel zu treiben. Die engliſche Nation kann ſo wie ehedem, von neuem unter allen Nationen, diejenige werden, die der ſpaniſche Handel am meiſten begünſtiget: Denn von allen Handelsverträgen, welche der ſpaniſche Hof mit fremden Nationen geſchloſſen hat, war keiner ſo vortheilhaft, als der mit den Engländern im Jahr 1676, wie Herr Wilhelm Godolphin, der zu Schließung dieſes Traktats bevollmächtiget war, in einem Schreiben von Lord Arlington verſichert.

Um das Gegründete dieſer Muthmaßung zu zeigen, daß die Engländer mit der Zeit als die

die nützlichſten und erwünſchendſten Bundsgenoſſen der Spanier, und auf die ſie ſich mit größter Sicherheit verlaſſen können, anzuſehen ſeyn werden, kann ich nicht umhin, die gewöhnlichen Grenzen einer Vorrede zu überſchreiten. Der Gegenſtand iſt intereſſant, und meine Gedanken darüber können vielleicht einem andern Gelegenheit geben, denſelben weitläuftiger und beſſer abzuhandeln. Wenn man die wechſelſeitigen Bedürfniſſe und das gemeinſchaftliche Intereſſe der Unterthanen von Großbritannien und Spanien in ihren verſchiedenen Beziehungen gegen einander ſelbſt, und gegen andere Mächte erwäget, ſo wird es ſich veroffenbaren, daß nicht zwey Nationen in der Welt ſind, denen eine ewige Verbindung größere und dauerhaftere Vortheile verſchaffen könnte. Die Spanier ſind auch von der Wahrheit dieſes Satzes ſo ſehr überzeugt, daß daraus ſchon längſtens ein Sprichwort unter ihnen entſtanden iſt: **Friede mit England, und Krieg mit der ganzen Welt**; und William Temple macht die Anmerkung: **daß die Spanier zu ſeiner Zeit ihre Hoffnung auf England geſetzt hätten, wozu ſie ſowohl durch ihre Zuneigung als ihr Intereſſe angetrieben würden.** Wären die Könige von Spanien mächtiger als ſie itzt ſind, und noch unumſchränkte Beherrſcher der Niederlande oder eines großen Theils derſelben, ſo könnte man von Seiten der Engländer gegen eine feſte und dauerhafte Vereinigung mit Spa-

nien einige Einwendungen machen. Die Nachbarſchaft der flandriſchen Häfen, die Manufakturen und der Lauf des Handels der engliſchen und flandriſchen Kaufleute, welche letztere beynahe einerley waren, verurſachten Eiferſucht und Zwiſtigkeiten, mancher anderer politiſchen Abſichten zu geſchweigen, die nicht mehr da ſind, ſeitdem die Könige von Spanien die ſiebzehn Provinzen der Niederlande verlohren haben. Ein falſcher Religionseifer hat zuweilen die vortheilhafteſten Verbindungen geſtöret; itzt aber ſcheint die Religion den grauſamen Maaßregeln täglich abgeneigter zu werden, und ihren Einfluß in die allgemeine Verwaltung des Staats zu verlieren.

Die verſchiedenen Bewegungsgründe zur Toleranz, die in dieſem und gegen das Ende des letzten Jahrhunderts empor gekommen ſind, ob ſie gleich nicht alle die guten Folgen gehabt haben, die man ſich von den wohlthätigſten Grundſätzen unterſtützt durch die einleuchtendſten Beweiſe, verſprechen ſollte, haben zum mindeſten in ſo fern einen Einfluß in den Rath der chriſtlichen Prinzen gehabt, daß eine Vereinigung in der Religion nicht mehr als ein Bewegungsgrund bey Abfaſſung der Verträge, noch ein Unterſchied in der göttlichen Verehrung als eine Urſache zur Uneinigkeit zweyer Nationen, deren politiſches und Handelsintereſſe ſich in einem Punkte vereiniget, angeſehen wird.

Vorrede.

Der Handel iſt ein Gegenſtand, auf welchen die europäiſchen Mächte große Aufmerkſamkeit richten, und der als ein vorzügliches Band der Vereinigung zwiſchen den Engländern und Spaniern betrachtet werden muß; weil die Handelsartickel, das iſt, der Ueberſchuß der Produkte Spaniens, oder der ſpaniſchen Kolonien, aus Dingen beſtehen, an welchen Großbritannien gemeiniglich Mangel hat, oder die unumgänglich nothwendig ſind, um die britiſchen Manufakturen in ihrem gegenwärtigen Grade von Vollkommenheit zu erhalten. Wein, Oel und andere ſpaniſche Früchte können gegen franzöſiſche Waaren nicht umgeſetzt werden; denn die Franzoſen ziehen dieſe Dinge ſelbſt aus ihrem eigenen Boden, und ſie können auch auf keine Meſſe in ſo großer Menge und mit ſo groſſem Vortheil der Spanier abgeſetzt werden, als in Großbritannien und Irrland. Dieſer Handel könnte beträchtlicher ſeyn, da es in dem innern Theil von Spanien manche vortreffliche Sorten von Wein giebt, deren Ausfuhre durch die Oeffnung der Landſtraßen, und Aufhebung einiger innländiſchen Zölle, ſehr erleichtert werden könnte. Die peruvianiſche Rinde, und verſchiedene andere Apothekerwaaren werden uns ganz allein aus Spanien oder dem ſpaniſchen Amerika zugebracht. Wolle, Seide, Baumwolle, Kork, Indig, Cochenille, Braſilienholz, Kokosnüſſe und andere Artickel werden ſo viel als möglich in ihrem erſten Wachsthume

nach

nach England geſchickt, ſo daß die Beſchäftigung des Künſtlers, und der Profit der aus ſeiner Arbeit entſtehet, in dieſem Königreiche, in einem Punkt zuſammen treffen.

Die Spanier haben bisher aus England und deſſen Kolonien mehr geholt, als der ganze Betrag ihrer Ausfuhre ausmacht, und der Ueberſchuß iſt mehrentheils in Silber bezahlt worden, und dieſes reicht immer hin, unſere gangbare Münze davon zu ſchlagen, unſere Silbergeſchirre, daraus verarbeiten zu laſſen, und den Handel der oſtindiſchen Kompagnie zu unterſtützen.

Es läßt ſich nicht leicht beſtimmen, wie weit der Handel zum Vortheil beyder Nationen ausgebreitet werden könnte; denn wir müſſen uns vorſtellen, daß in einem ſo ungeheuern Lande, als das ſpaniſche Amerika iſt, wo die Natur des Bodens und das Clima beſtändig abwechſelt, und das in einigen Gegenden an allen Arten von Mineralien einen Ueberfluß hat, beſtändig neue Quellen des Handels entdeckt werden. Der Salpeter und die gedörrten Blätter der Theepflanze, deren in dieſem Werke gedacht wird, werden künftig für engliſche Waaren vertauſcht werden, anſtatt daß wir ſie noch itzt in Bengalen und China für Silber aufkaufen, und uns auf dieſe Weiſe von dieſem Metalle entblößen. Die Ausfuhren von hier aus nach Spanien beſtehen hauptſächlich in britiſchen Manufakturwaaren,

waaren, von welchen in England, Schottland oder Irrland ſelten eine Gattung verarbeitet wird, die ſich für den Handel mit Spanien nicht ſchicken ſollte.

Der gegenwärtige Zuſtand des Ackerbaues in Spanien iſt ſchuld daran, daß ſeine Einwohner zuweilen Mangel an Getraide leiden. Es iſt öfters von England dahin geſchickt worden, aber wahrſcheinlicher Weiſe wird Spanien wohl von nun an durch die engliſchen nordamerikaniſchen Kolonien damit verſorget werden. Die ſpaniſchen Schiffe könnten ſich nicht mit Lebensmitteln verſehen, wenn ſie ihnen nicht erſt aus dieſen Pflanzſtädten, oder aus Irrland zugebracht würden.

So nehmen auch die Spanier von den Engländern eine beträchtliche Menge eingeſalzener und gedörrter Fiſche; welches vieles zur Erhaltung dieſer Pflanzſchule von Seeleuten, nämlich der Neufundlands und britiſchen Fiſchereyen beyträgt.

Der Gang des Handels dieſer beyden Nationen durchkreuzet ſich nie, noch wird der eine zum Schaden des andern geführt. Wenn man davon den Kontrebandhandel von Jamaika ausnimmt, welcher aufhören, oder ſo wie der Kontrebandhandel anderer Nationen unterdrückt werden würde, wenn man die Engländer in dem ordentlichen ſpaniſchen Handel begünſtigte, und die Schiffsladungen, die aus Europa

in Galleonen der Silberflotte und Regiſterſchiffen geſchickt werden, im ſpaniſchen Amerika um ein beträchtliches wohlfeiler, als ſie jetzt ſind, verkauft würden. Dieſes kann auch leicht geſchehen, ohne die öffentlichen Einkünfte des Königes von Spanien zu ſchwächen, wenn man die gegenwärtige verwickelte und ungewiſſe Art der Taxirung veränderte, und die unnöthigen Formalitäten, ſo manchen verdrießlichen Aufſchub und den großen Aufwand ganz abſchaffte, der damit verbunden iſt, wenn man ſich an die ſpaniſchen Miniſter wenden will; denn dadurch wird der privilegirte Handel gedrückt, der Preis der Waaren, die in Amerika verkauft werden, ſehr erhöht, und zugleich der Werth der Waaren, die man von da mit zurück nimmt, verringert, welcher doch durch die Geſchwindigkeit der Zurückfahrt ſowohl zum Vortheil der Kreolen als Spanier ſelbſt ſehr ſteigen würde.

Eine andere Urſache der Uneinigkeit war das Recht an den Küſten der Bey Honduras, Braſilienholz zu fällen, deſſen Ausübung ſich die Spanier lange widerſetzt haben, das aber den Engländern in einem Artikel des letzten Friedens verwilliget worden iſt. Es mögen auch Mißhelligkeiten dadurch verhütet worden ſeyn, daß die Spanier in dem nemlichen Frieden alle ihre Anſprüche auf die Fiſcherey an den Küſten von Neufundland aufgegeben haben. Man hält die Biskajer für die erſten Seeleute, die auf dieſe Fiſcherey ausgegangen ſind; und wenn ihnen

der

der erſte Beſitz ein Recht gab, ſo konnten ſie daſſelbe auch durch einen Artikel auf die Engländer übertragen.

Eine gar zu umſtändliche Auseinanderſetzung eines jeden Handelszweiges würde den meiſten Leſern ekelhaft ſeyn; ich glaube aber, jemehr man dieſen Gegenſtand unterſucht, deſto deutlicher werde erhellen, daß das wahre Handelsintereſſe dieſer zwey Königreiche auf alle Art und Weiſe übereinſtimme oder ſich zuſammen vertrage; und beynahe eben dieſes kann auch in Anſehung der einem jeden dieſer Königreiche zugehörigen Provinzen gelten, weil keins von beyden eine Provinz beſitzt, die nach den Grundſätzen einer guten Staatskunſt für den andern ein Gegenſtand der Mißgunſt ſeyn könnte; denn den Felſen von Gibraltar ausgenommen, iſt nicht ein Fleck Landes unter der Herrſchaft des Königes von Großbritannien, deſſen Beſitz ſich ein patriotiſcher König von Spanien wünſchen ſollte; und dieſe Feſtung und die Inſel Minorca ſollten mehr für Vorrathshäuſer für den mittelländiſchen Handel als für kriegeriſche Poſten gehalten werden, oder wenn ſie ja ein feindliches Anſehen haben, ſo iſt dieſes nothwendig, um das Anſehen der britiſchen Flagge gegen die barbariſchen Korſaren in Sicherheit zu ſetzen; keinesweges ſollen ſie aber den Argwohn einer unfreundſchaftlichen Geſinnung der Engländer gegen die ſpaniſche Nation erregen. Die Provinz Oſtflorida, die ebenfalls in dem Pariſer

Traktat gegen die Havanna abgetreten worden iſt, war für die Spanier in Friedenszeiten von wenig oder gar keinen Folgen und im Fall eines Krieges mit England möchte dieſe Niederlaſſung den engliſchen Kolonien ſchädlich geweſen ſeyn. Da auch dieſes Land von der einen Seite an Georgien und Carolina und von der andern an Weſtflorida grenzt, welche Länder die Franzoſen in eben dieſem Traktat abgetreten haben, ſo würde deſſen Eroberung den Engländern nie viel gekoſtet haben; um deswillen können die Spanier da ihnen an dem Frieden mit England viel gelegen iſt, den Verluſt dieſes ihnen ſo beſchwerlichen und vertheidigungsloſen Landes immer verſchmerzen.

Der Fluß Mißiſippi iſt die ſchicklichſte und bequemſte Grenze, um allen künftigen Streitigkeiten vorzubeugen. Die Breite des Fluſſes, und die Länge ſeines Laufes, geben ihm das Anſehen, als wenn er von Natur dazu gemacht worden wäre, die ungeheuren Reiche des britiſchen und ſpaniſchen Amerika von einander zu ſcheiden. Der gegenwärtige Umfang der engliſchen Kolonien wird vermuthlich ihren Abfall von dem Mutterlande verzögern, weil derſelbe den guten Fortgang beträchtlicher Manufakturen nachtheilig ſeyn möchte. Denn keiner wird mehr auf dem Weberſtuhle oder Ambos für den Kaufmann oder Werkmeiſter, der im ganzen handelt, arbeiten da er einen gewiſſen Antheil Länderey zugetheilt bekömmt, den er ganz zu

ſeinem

ſeinem eigenen Vortheil anbauen kann. Die Unterwürfigkeit dieſer Kolonien unter den großbritaniſchen Beherrſcher iſt in gewiſſen Rückſichten für Altſpanien von eben ſo großer Wichtigkeit, als für Altengland. Denn wenn die britiſchen Amerikaner unabhängig werden, ſo wird ſolches die Einwohner der großen Königreiche des ſpaniſchen Amerika anreitzen, dieſem Beyſpiel zu folgen, welches ſie auch zu thun genöthiget ſeyn werden, wenn ihre Gemeinſchaft mit Europa einmal unterbrochen worden iſt. Denn Nordamerika iſt mit Zimmerholz und allen Arten von Bedürfniſſen zum Schiffsbau beſſer verſehen, als alle Länder in der Welt. Dadurch würde eine große Seemacht aufgerichtet werden können, und das Volk den kühnen und unternehmenden Geiſt bekommen, mit welchem freye Regierungen gemeiniglich die Menſchen beſeelen. Unter ſolchen Umſtänden müßten die ſpaniſchen Kreolen mit den Nordamerikanern ihren Handel treiben. Keine Schätze könnten mit Sicherheit nach Spanien gebracht werden. Die meiſten Kriegsſchiffe und die Silberflotte würden oftmals den nordamerikaniſchen Seeräubern nicht entgehen, beſonders auf der Fahrt windwärts, und in dem ſchmalen Kanal zwiſchen den Bahamainſeln und dem feſten Lande. Die Muthmaſung ſcheint alſo vernünftig zu ſeyn, daß eine vollkommene Unabhängigkeit der nordamerikaniſchen Kolonien von der großbritanniſchen Regierung, durch ihre Folgen die nemliche

Unabhängigkeit aller andern Theile von Amerika von den andern europäiſchen Nationen nach ſich ziehen werde. Eine ſolche Revolution würde für alle Europäer ein widriges Schickſal ſeyn, weil ſie dadurch wieder in die Armuth ihrer Vorfahren zurücke kehren, und viele unter ihnen die Forderungen des heutigen Luxus aus ihren Gedanken verbannen müßten.

Das Intereſſe der britiſchen und ſpaniſchen Nationen bleibt beſtändig auch in jenen entfernten Geſichtspunkten, welche von künftigen zufälligen Begebenheiten abhängen, und ſogar in Betracht vieler ihrer unmittelbaren und gegenwärtigen Beziehungen auf die benachbarten Staaten, mit einander vereiniget.

Frankreich iſt die Macht, auf welche beyde Nationen eiferſüchtig ſeyn müſſen. Ein ehrgeitziger unternehmender Monarch, wie Ludewig der XIV. würde für beyde Königreiche ein ſehr gefährlicher Nachbar ſeyn. Man merkt es jetzt gar zu wohl, daß die Maasregeln, denen Olivier Cromwell und verſchiedene andere unſerer Könige gefolgt ſind, Frankreich zu erheben und die ſpaniſche Macht zu unterdrücken, dem wahren Intereſſe der britiſchen Monarchie nachtheilig geweſen ſind. Außer der gemeinſchaftlichen Gefahr, die man von Frankreich zu befürchten hat, hängt die wechſelſeitige Größe von England und Spanien von der Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts der Macht unter den europäiſchen

päiſchen Staaten und des beſondern Gleichgewichts unter den italiäniſchen Republiken und Fürſten ab. Die Freyheit der Niederländer, Schweitzer und Hanſeeſtädte und die Aufrechthaltung der deutſchen Reichsverfaſſung ſcheinen in der Waagſchale der Macht, auf welcher die britiſchen und ſpaniſchen Monarchien abgewogen werden müſſen, Gegenſtände von großem Gewichte zu ſeyn.

Wenn zwiſchen dieſen beyden Nationen eine Harmonie und Vereinigung zu Stande gebracht werden könnte, ſo würde dieſes die beſte Schanze gegen die ehrgeitzigen Abſichten des franzöſiſchen Hofes ſeyn; es würde einen Einfluß in die Feſtſetzung des engliſchen Handels in Portugal haben, und dazu dienen, den Uebermuth der Räuberſtaaten von Afrika, deren Korſaren die Küſten von Spanien öfters beunruhiget haben, in Zaum zu halten; endlich würde es eine Art von Grundſtütze ſeyn, worauf die Freyheit von Europa, das iſt, die Unabhängigkeit der verſchiedenen Mächte deſſelben, ſicher ruhen könnte. Denn wenn dieſe Mächte überzeugt wären, daß weder die Engländer damit umgiengen, auf dem feſten Lande Europens Eroberungen zu machen, noch die Spanier die Abſicht hätten, ihre Herrſchaft über die pyrenäiſchen Gebürge auszubreiten, ſo würde ein ſolches uneigennütziges Syſtem ihren vereinigten Unterhandlungen in Staatsangelegenheiten

Nachdruck geben und ihnen das Zutrauen anderer Nationen erwerben.

Der vornehmſte Einwurf, der dieſem Plan zu einer dauerhaften Verbindung zu machen wäre, könnte aus den Kriegen zwiſchen England und Spanien und den faſt immer fortdauernden feindſeligen Geſinnungen, die man ſeit der Gelangung des Hauſes Burbon zum ſpaniſchen Thron beſtändig wahrgenommen hat, hergeleitet werden. Es iſt deswegen nöthig, zu zeigen, auf welche Art dieſe Kriege entſtanden ſind; nemlich aus einem politiſchen Syſtem, das ausländiſch und dem wahren Intereſſe der ſpaniſchen Nation zuwider war. Die Unterwürfigkeit des Hofes zu Madrit unter die Rathſchläge oder vielmehr Befehle des franzöſiſchen, hörte mit dem Abſterben Ludewigs des XIV. auf, und die Spanier fiengen an, wieder zu dem Gefühle ihrer eigenen Wichtigkeit und angebohrnen Eiferſucht gegen ihre mächtigen und ehrgeitzigen Nachbarn zurückzukommen.

Aber König Philipp V. gab, entweder aus einem falſchen Begriffe von der chriſtlichen Vollkommenheit, oder durch die Schwachheit ſeines Körpers oder ſeiner Seele veranlaßt, die Zügel des Regiments in die Hände ſeiner zweyten Gemahlin. Sie war die Tochter des Herzogs von Parma, und ungeachtet ſie an den König von Spanien vermählet war, blieben ihre Geſinnungen dennoch immer italiäniſch.

Der höchſte Punkt des italiäniſchen Patriotismus iſt die Befreyung Italiens von fremdem Joche und beſonders von der Herrſchaft der Deutſchen; und dieſer Königin ganzes Beſtreben gieng auf die Ausübung dieſes Patriotismus. Sie hatte noch einen andern Bewegungsgrund, einen Krieg in Italien anzufangen, welcher vielleicht am ſtärkſten auf ſie würkte; und dieſes waren künftige Königreiche, oder unabhängige Herrſchaften für alle ihre Söhne. Auf dieſe Art überwand der Ehrgeitz der italiäniſchen Prinzeßin und die Kinderliebe der Mutter, ihre Pflicht als Königin, die die Regierung über eine große Nation führete. Die Kriege wurden angefangen, und die jungen Prinzen durch eine große Verſchwendung von Blut und Reichthümern, aber ohne die mindeſte Ausſicht eines Vortheils für das Volk von Spanien unterſtützt. Und weil die Eingebohrnen bey den Entwürfen, die ihrem Vaterlande zum Schaden gereichten, weniger thätig und wachſam ſeyn mochten, ſo erwählte die Königin den Cardinal Alberoni, einen Italiäner, den Riperda einen Niederländer und andere Ausländer zu ihren Miniſtern.

Die Entwürfe dieſer Königin waren den politiſchen Ausſichten der Engländer und dem Syſtem des großen Bündniſſes des Königs Wilhelm zuwider; dagegen kamen ſie dem Intereſſe Frankreichs zu ſtatten; nicht allein, weil auf dieſe Weiſe der ſpaniſche Hof, um dieſe Entwürfe

ausführen zu können, mit Frankreich vereiniget und davon abhängig wurde, ſondern auch, weil das Etabliſſement der ſpaniſchen Prinzen auf die Austreibung der Oeſterreicher aus Italien gegründet war. Frankreich gewann alſo, indem es in die Abſichten der Königin eingieng, einen reichen Bundesgenoſſen und ſchwächte zu gleicher Zeit einen mächtigen Nebenbuhler.

Nach dem Tode Philip V. verſchwanden die Gedanken, in Italien Eroberungen zu machen. Denn der Sohn von ſeiner erſten Gemahlin, Ferdinand VI. der ihm auf dem Thron folgte, liebte die ſpaniſche Nation, ſprach ſelten eine andre Sprache, als die ſpaniſche, und nahm nur Spanier zu Miniſtern an. König Ferdinand hatte keine Kinder, und aus dieſer Urſache hatte die verwitwete Königin, deren Söhne ihm einmal nachfolgen ſollten, eine ſtarke Parthey am Hofe; aber demungeachtet konnte er weder durch ihren Einfluß noch durch alle franzöſiſchen heimlichen Anſchläge zu einem Krieg mit England bewogen werden, ob ſie gleich jene Verbindung mit dieſem Königreiche verhindert haben mochten, zu welcher ein einſichtsvoller und wirklich patriotiſcher König von Spanien jederzeit geneigt ſeyn wird.

Ferdinand VI. ſtarb ohne Leibeserben und das Königreich fiel auf den älteſten Sohn der verwitweten Königin, Don Carlos, damaligen König von Neapel. Er war bereits durch die vorher-

vorhergegangenen Verabhandlungen geneigt gemacht worden, ſich mit dem franzöſiſchen Intereſſe zu vereinigen; aber das Miniſterium zu Verſailles nahm ſich für, ihn in eine noch engere Verbindung mit Frankreich zu bringen, und in dieſer Abſicht, glaubt man, habe es ihm die Ausſicht, ſowohl für ſeine eigene Perſon, als auch durch ſeine Nachkommen bey dem Mangel eines männlichen Zweiges des ältern Stammes der burboniſchen Familie einſtens auf den franzöſiſchen Thron gelangen zu können, vor Augen gelegt. Der verſtorbene Dauphin war damals in einem ſehr ſchwächlichen Geſundheitszuſtande, und ſeine Söhne wurden, wie man ſagt, von dem Dr. Tronchin und den franzöſiſchen Aerzten als Perſonen von kränklicher Leibesbeſchaffenheit, die ihnen weder ein langes Leben noch Nachkommen verſpreche, vorgeſtellt. Hierauf wurde zwiſchen beyden Monarchen der Familienvertrag geſchloſſen, in deſſen geheimen Artikeln ausbedingt ſeyn ſoll, daß der ſpaniſche Stamm des Hauſes Burbon zur Krone von Frankreich gelangen ſollte, im Fall Ludewig der XV. keine männlichen Nachkommen hinterlaſſen würde; der Name Familienvertrag giebt zu erkennen, daß darinn einige Einrichtungen in Anſehung der Familienſucceßion gemacht worden ſind, und er würde ein uneigentlicher Titel ſeyn, wenn in dem Vertrage keine andere Artikel, als nur diejenigen, ſtünden, die man dem Publikum angekündiget hat. Die Urſache, warum

man dieſe Artikel, die ſich auf die Succeßion beziehen, geheim gehalten hat, iſt leicht einzuſehen; weil ſie nemlich eine Verletzung des utrechtiſchen Friedens ſind, in welchem Philip V. auf die deutlichſte Art für ſich und ſeine Nachkommen allen künftigen Anſprüchen an das Königreich Frankreich entſaget hat. Der franzöſiſche Miniſter, Herr von Torcy, bemühete ſich ſehr, dieſer unbedingten Entſagung auszuweichen, wie man aus ſeinen Briefen an den Lord Bolingbroke ſehen kann; aber das engliſche Miniſterium beſtand darauf; und in der That war dieſes der beträchtlichſte unter allen Vortheilen, die man durch alle die glücklichen Erfolge in dem Kriege der Königin Anna erhalten hat, der in der Abſicht unternommen war, der Abhängigkeit der Spanier von dem franzöſiſchen Hofe zuvorzukommen; denn der Innhalt der geheimen ſowohl als der bekannt gemachten Artikel des Familientraktats geht auf die Begründung dieſer Abhängigkeit.

Das Daſeyn ſolcher geheimen Artikel, die ſich auf die burboniſche Familie beziehen, kann nicht allein aus dem Titel des Traktats, ſondern ſogar aus denjenigen Artikeln gefolgert werden, die bekannt gemacht worden ſind; indem die zwey Könige in dieſen Artikeln keine andere Grundſätze äußern, als nur ihre wechſelsweiſe Ergebenheit gegen einander, und die Erhaltung der Ehre ihrer Familie; Grundſätze, die nur auf ſie allein

allein Beziehung haben, und keineswegs auf den Handel, oder auf die wechſelſeitige Naturaliſirung ihrer beyderſeitigen Unterthanen. Aber es würde für die Menſchheit zu erniedrigend und für die Würde der menſchlichen Natur zu demüthigend ſeyn, wenn man glauben wollte, daß die Fürſten nicht nöthig hätten, das Wohl ihres Volkes in Betracht zu ziehen, oder daß das Leben und Glück von Millionen nicht eher von ihnen geſchätzt zu werden verdienten, als wenn ſie zur Hoheit eines Monarchen, und zum Ruhm einer königlichen Familie beytrügen: und ich will deswegen gern glauben, daß in den geheimen Artikeln des Traktats einige Gedanken, die die Glückſeligkeit der Unterthanen beyder Mächte betreffen, mit begriffen ſind.

Beyde Monarchen hatten in der Perſon ihres Vorfahren, Ludewig, des XIV. ein Beyſpiel einer unmäßigen Begierde zur Familienvergröſſerung vor ſich. Dieſem wurde, nach dem Abſterben des letzten Königes von Spanien aus dem Hauſe Oeſterreich, von ſeinem Miniſter der Rath gegeben, bey der Einrichtung zu bleiben, die in dem Theilungstraktat gemacht worden war, und die für die franzöſiſche Nation viel vortheilhafter geweſen ſeyn würde, als die völlige Succeßion, welche Ludwigs Enkel, der Herzog von Anjou, vermöge des, von dem damals zuletzt abgeſchiedenen Könige von Spanien hinterlaſſenen, Teſtamentes, in die ſpaniſche Monarchie erhielt. Aber Ludewig faßte nur ſolche

Entſchließungen, von welchen er glaubte, daß ſie ſeiner Familie rühmlicher wären, ob ſie gleich Europa in einen langwierigen und blutigen Krieg verwickelten, der ſein Königreich ſelbſt an den Rand des Verderbens brachte. Dieſe Geſinnung war in der Seele dieſes franzöſiſchen Monarchen ſo herrſchend, daß er keinen andern Bewegungsgrund zu dem im Jahr 1672 wider Holland angefangenen Krieg anführte, als nur ſeinen eigenen Ruhm. Er hielte ſich einsmal von einem ſeiner Unterthanen für ſehr beleidigt, als dieſer in einer öffentlichen Rede, die er vor ihm hielt, von dem Intereſſe Frankreichs und dem Wohl des Staats ſprach; denn er wollte nicht haben, daß die Franzoſen andere politiſche Grundſätze, als blos einen enthuſiaſtiſchen Eifer für die Ehre ihres Königs, hegen ſollten. Die Vaterlandsliebe der Engländer und ihre Treue gegen ihren König gründen ſich auf vernünftigere und der menſchlichen Natur würdigere Grundſätze. Wir vereinigen glücklicher Weiſe dieſe zwey Pflichten mit dem Beſitz eines Königs, der gar kein Intereſſe hat, welches von dem Intereſſe der britiſchen Nation getrennet wäre, und den ſeine Familienverbindungen nicht zu Kriegen oder Verträgen verleiten, die ſeinen Unterthanen nachtheilig ſind, ſondern vielmehr die Ruhe und Glückſeligkeit ſeines ganzen Volkes als den einzigen Endzweck und Ruhm ſeiner Regierung betrachtet.

Die Vorbereitungen zu dem Familienvertrag wurden dadurch gemacht, daß der König von Frankreich die Anſprüche ſeines Schwiegerſohns Don Philip, und ſeines Enkels des jetzigen Herzogs von Parma, auf die Königreiche Neapel und Sicilien fahren lies. Die dereinſtige Erbfolge in dieſe Königreiche war ihnen durch den Aachner Vertrag feſtgeſetzt worden, im Fall Don Carlos der damalige König von Neapel, König von Spanien werden ſollte; aber Frankreich willigte darein, daß der ſpaniſche Monarch ſeinen eigenen Bruder, und hernach ſeinen Neffen, deſſen Mutter die Tochter des vorigen Königs von Frankreich war, von der Succeßion ausſchloß, und die Königreiche Neapel und Sicilien ſeinem dritten Sohne zuwand.

Um die Vereinigung, die man durch den Familientraktat zu bewerkſtelligen ſuchte, noch mehr zu befeſtigen, und dem Könige von Spanien von Seiten des franzöſiſchen Hofs noch mehrere Proben von Aufrichtigkeit zu erkennen zu geben, wurden der Herzog von Orleans, der, wenn man die ſpaniſche Linie ausnimmt, der nächſte Erbe zur Krone iſt, und die andern Prinzen von Geblüt jener Theilnehmung an der franzöſiſchen Regierung verluſtig gemacht, wozu man ſie vermöge ihrer Geburt und des Herkommens oder der Reichsverfaſſung durchgängig berechtiget hielt. Die Würde und das Anſehn dieſer Prinzen in der Meinung des franzöſiſchen Volkes herunter zu ſetzen, kann als ein Theil

des

des Syſtems des Familientraktats angeſehen werden; und vielleicht ſind die Parlamenter oder hohe Gerichtshöfe aus den nemlichen Grundſätzen getrennet, und die patriotiſchen Rechtsgelehrten verwieſen oder ins Gefängniß geſetzt worden; weil man von ihnen glaubte, ſie wären geneigt, die Gültigkeit der Renunciation Philip des V. wie auch den Sinn und den Innhalt des ſaliſchen Geſetzes, welches auswärtige Prinzen von der Gelangung zur Krone Frankreichs ausſchließet, aufrecht zu erhalten.

Der ſpaniſche Monarch hat auf gleiche Weiſe alle diejenigen, von welchen man argwohnte, daß ſie den Familientraktat mißbilligten, entweder verwieſen, oder ſonſt beungnadiget, und man bediente ſich in den meiſten beträchtlichen ſpaniſchen Städten franzöſiſcher Spione zur Beobachtung ihrer, über dieſe neuentworfene Vereinigung mißvergnügten, Einwohner. Dieſes Verfahren ſcheint dem Betragen eines Auguſt, Antonius und Lepidus zu gleichen, die dem Syſtem des römiſchen Triumviratvertrags ihre Privatfreundſchaft aufgaben, und ihre beſondern Verbindungen aufopferten.

Der König von Spanien iſt noch weiter gegangen; denn er hat dem Abgotte des Familienehrgeitzes das ganze Intereſſe der ſpaniſchen Nation als ein Opfer dargebracht. Er verband ſich mit den Franzoſen in dem Kriege gegen England, und ſtürzte ſeine Armee in Portu-

gal

gal ins Verderben; in der Havanna ward ſeine Flotte zu Grunde gerichtet, und nach der Eroberung dieſes Ortes lag das ganze ſpaniſche Amerika den ſiegreichen britanniſchen Flotten und Armeen gleichſam offen, und meiſtentheils in einem vertheidigungsloſen Zuſtand.

Außer dieſem Verluſte, den ſie ſich wider ihren Willen zuzogen, waren die Spanier im Begriff, durch dieſen Familientraktat ihre Unabhängigkeit, ihre Gebräuche, ihre Sitten, ihre Sprache und Trachten zu verlieren, und Franzoſen zu werden, damit ihr König für einen gebohrnen Franzoſen gehalten werden und bey der franzöſiſchen Nation beliebt ſeyn möchte. Ferner mußten die Spanier zufolge dieſes Plans nach Verlauf einiger Jahre ihren Handel und Reichthum verlieren. Denn da der ſpaniſche und ſpaniſchamerikaniſche Handel und Reichthum den Franzoſen eben ſo gut als den Spaniern ſelbſt offen ſteht, ſo werden jene, da ſie ſowohl viel zahlreicher, geſchäfftiger und fleißiger, als auch gelinder und einnehmender ſind, als dieſe, mit der Zeit den ſpaniſchen Handel allein an ſich ziehen, zum großen Nachtheil der Spanier, und aller handelnden Nationen von Europa, welche bisher ihre Waaren dahin verſendet, und einen großen Antheil an dem ſpaniſchen Handel gehabt haben, die Franzoſen werden außer ihren eigenen Waaren ſehr wenig fremde nöthig haben, den Bedürfniſſen Spaniens und des ſpaniſchen Amerika abzuhelfen; oder ſie

werden

werden ſich eher von Manilla aus mit einer gröſſern Menge oſtindiſcher Waaren, als gegenwärtig, verſehen laſſen, als zugeben, daß ihre europäiſche Nachbarn für einen Theil des Reichthums des ſpaniſchen Weſtindiens an dieſem Handel Antheil nehmen.

Durch einige neuerliche Edikte des Königes von Spanien iſt der Verkauf der Wolle und roher Seide ſo eingeſchränkt, daß die franzöſiſchen Faktore bald den ganzen Handel dieſer beträchtlichen Artikel an ſich ziehen werden, und, welches erſtaunlich iſt, die Künſtler und Handwerksleute in Spanien werden von der Regierung abgeſchreckt, wenn ſie ſich einfallen laſſen, den franzöſiſchen entgegen zu arbeiten. Dieſes ſind einige Folgen des Familienvertrags; viele andere ſind wegen der Unordnung des franzöſiſchen Finanzweſens und der ehrſüchtigen Unternehmungen der nordiſchen Mächte noch zur Zeit nicht ſo leicht einzuſehen. Es iſt ſchwer, von den Folgen, die dieſer außerordentliche Vertrag künftig nach ſich ziehen wird, richtig zu urtheilen; weil es in der Geſchichte voriger Zeiten nur ſehr wenige Vergleiche giebt, mit welchen der Familientraktat eine Aehnlichkeit hat.

Die publicirten Artikel dieſes Traktats ſcheinen, in ſo fern ſie wegen der wechſelſeitigen Naturaliſirung der Unterthanen beyder Königreiche, und der unnatürlichen Vereinigung der Macht und des Intereſſe der zwey Nationen, die

die einander hierinn ſehr entgegengeſetzt ſind, Vorſehung getroffen haben, eine heimliche Abſicht anzukündigen, daß nemlich die zwey Königreiche durch einen einzigen unumſchränkten Herrn beherrſcht werden ſollen, im Fall die Suceßion in beyde Reiche auf eine Perſon fallen werde. Wenn wir dieſe Artikel von einer andern Seite betrachten, und in ſo fern ſie keine andere Bewegungsgründe zu Schließung dieſes Contrakts, als nur die perſönliche Zuneigung der beyden Monarchen gegen einander und die Ehre ihrer Familie, enthalten, ſo gründen ſie ſich völlig auf den morgenländiſchen Deſpotiſmus, nach welchem jeder Unterthan, und alles, was ihm zugehört, als wahres Eigenthum des Beherrſchers angeſehen wird. Und in der That würde durch die Vereinigung Frankreichs und Spaniens unter einen unumſchränkten Herrn ein ſolches ungeheures Reich entſtehen, welches, nach der Meynung des Verfaſſers des Buchs vom Geiſt der Geſetze, jene Art der willkührlichen Regierung erfordert, die alle mittelbare Gewalt, z. B. die Immunitäten der Geiſtlichkeit, die Privilegien des Adels und verſchiedener Claſſen der Bürger, ausſchließt, als welche, ſo wie alle Macht und alles Anſehen, deren Ertheilung nur dem unbedingten und unmittelbaren Willen des Deſpoten allein überlaſſen iſt, zufolge dieſes Syſtems vernichtet werden müſſen. Herr von Monteſquieu hat ſeine Landsleute vor dieſer Revolution in ihrer Regierungsform und

vor der Begierde, die Herrſchaft ihres Königreichs zu erweitern, gewarnet, und beydes zum voraus als die Urſache einer ſolchen Veränderung der franzöſiſchen Regierungsverfaſſung angegeben.

Auch der Innhalt der geheimen Artikel des Familienvergleichs, im Betreff der, der ſpaniſchen königlichen Familie gegebenen, Hoffnung zur dereinſtigen Gelangung zur Krone Frankreichs, war wahrſcheinlicher Weiſe von der morgenländiſchen Denkungsart und einem ähnlichen Zug der Staatsklugkeit des türkiſchen Kaiſers hergenommen, der die krimmiſche Tartarey, mittelſt eines mit dem Cham oder Herrn dieſes Landes errichteten Familientraktats, als ein Lehn an ſich brachte, und lange Zeit in dieſem Zuſtand erhielt. In dieſem Traktat kamen beyde Theile, nach der von Herrn Knowles in ſeiner türkiſchen Geſchichte ertheilten Nachricht, darinn überein, daß das türkiſche Reich, wegen Mangel männlicher Erben in der ottomanniſchen Familie dem Tartar Cham, vermöge des Rechts des erſten Beſitzers verſichert ſeyn ſollte. Da der türkiſche Sultan und der Tartar Cham von einem gemeinſchaftlichen Stammvater abſtammen, betrachtet dieſer den Sultan als ſeinen Vorgeſetzten oder als das Haupt ſeiner Familie, und als denjenigen, der durch die Erſtgeburth die Rechte der Vaterſchaft von ſeinem Patriarchen oder erſten Stammvater ererbet habe.

Nichts

Vorrede.

Nichts hat ſowohl Fürſten als Unterthanen in ihren Begriffen von der bürgerlichen Regierung mehr irre geführt, als die Verwechſelung der Schuldigkeiten eines Kindes mit den Pflichten eines Unterthans, die aus einer dichteriſchen Anſpielung von der Gewalt eines Vaters auf die Gewalt der Obrigkeit entſtanden iſt. Denn ſo wie alles Recht und Eigenthum nur dem Vater, den Kindern aber nur der Gebrauch deſſen zuſtehet, was ihnen der Vater zu ihrem Unterhalte vergönnet; ſo behauptet man auch nach dieſen Grundſätzen, daß der Regent der einzige Eigenthümer ſey, der Unterthan hingegen ſich nur des Niesbrauchs, wie es die Rechtslehrer nennen, nach dem Willen und Wohlgefallen ihrer patrialchaliſchen Obrigkeit zu erfreuen habe.

Aus dieſen irrigen Begriffen ſind die Familien und alle diejenigen Verträge entſtanden, die aus andern Bewegungsgründen, als dem Wohl der Unterthanen, geſchloſſen worden ſind. Der ottomanniſche Familientraktat hat die Crimm und die crimmiſche Tartarey lange Zeit von dem türkiſchen Kaiſer abhängig erhalten; aber dennoch kann es ſich zutragen, daß der burboniſche Familienvertrag in Rückſicht auf die Spanier nicht eben dieſelben Folgen nach ſich zieht, da der Reichthum, die Lage und andere Umſtände der ſpaniſchen und tartariſchen Völker ſehr von einander verſchieden ſind. Die Spanier haben bereits ein Zeichen der Sclaverey, nemlich die franzöſiſche

C Tracht

Tracht von ſich abgelegt; und es giebt noch mehr Zufälle die die Abſicht des franzöſiſchen Familienvertrags vereiteln können. Die drey Söhne des letzten Dauphins ſind ungeachtet der Prophezeyhung der Aerzte noch immer am Leben. Wenn ſie männliche Nachkommen erhalten, ſo möchte dieſes die Ausſicht der Spanier auf den Beſitz des königlichen franzöſiſchen Throns ſo weit aus ihrem Geſichtspunkt entfernen, daß es am Ende für ihre königlichen Prinzen kein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit mehr ſeyn wird. Ueberdieß werden ſie einſehen, daß der Wille der Könige, ob er gleich während ihrer Lebenszeit unumſtößlich iſt, dennoch nach ihrem Tode öfters in Vergeſſenheit kömmt, und daß das Geſetz von der Nachfolge in das Königreich Frankreich einmal eben ſo wenig, als der letzte Wille Ludewig des XIV. beobachtet werden wird.

Die benachbarten Mächte würden ſich wohl aus vielen Urſachen der durch dieſen geheimen Vertrag gemachten Entkräftung der im Utrechter Friedenstraktat gethanen feyerlichen und öffentlichen Rechtsentſagung widerſetzen. Die Franzoſen haben bey vielen Gelegenheiten ihre Abneigung, ſich von ausländiſchen Prinzen regieren zu laſſen, zu erkennen gegeben, und ſie ſind der Nachfolge fremder Regenten auf ihren Thron durch ihr ſaliſches Geſetz zuvorgekommen. Es iſt wahr, der Buchſtab dieſes Geſetzes ſchließt lediglich die Weiber von der Erbfolge in das Königreich aus, aber der Grund dieſes Geſetzes

oder

oder die wahre Urſache, warum dieſe alte Verordnung noch jetzt fortdauert, ſcheint dieſe zu ſeyn, weil die Prinzeßinnen in fremde Familien heyrathen, und ihre Kinder mit dem Geiſte und den Sitten der franzöſiſchen Nation unbekannt ſind, welches ihnen in der Perſon ihres Königes ſehr unangenehm ſeyn würde. Keinesweges aber kann dieſer Grund in weiblicher Schwäche liegen, weil auch verwitwete Königinnen während der Minderjährigkeit ihrer Söhne regieret haben, und es giebt wenige Höfe, wo die Weiber einen größern Einfluß in die Regierungsgeſchäffte gehabt hätten, als am franzöſiſchen. Auch ſind diejenigen männlichen Erben ausgeſchloſſen worden, deren Anſprüche ſich auf das Recht der Weiber gründen, welches der Fall Königs Eduard des dritten in England geweſen iſt. Der ſcheinbare Grund davon war, daß die Königin, ſeine Mutter, da ſie ſelbſt kein Recht hätte, auch keines auf ihren Sohn bringen könnte; allein die wahre Urſache dieſer Ausſchließung ſcheint geweſen zu ſeyn, daß er von dem größten Theil der franzöſiſchen Nation als ein Ausländer betrachtet worden iſt; und wahrſcheinlicher Weiſe werden die ſpaniſchen Prinzen mit der nemlichen Einwendung in den Gemüthern des Volks zu ſtreiten haben. Es kann auch geſchehen, daß, im Fall der jetzige König von Spanien durch die Betrachtung der mancherley Vortheile, die der ſpaniſchen Monarchie durch eine dauerhafte Verbindung mit England

zuwachſen müſſen, nicht dazu zu bewegen iſt, dennoch ein anderer Nachfolger ſein Intereſſe in einem ganz andern Licht erblicken, oder durch die Denkungsart des einſichtsvollen Theils ſeiner Unterthanen regiert werden wird; denn der Staatsrath des Regenten, ſogar in unumſchränkten Regierungen, wird früher oder ſpäter von der allgemeinen Denkungsart der Nation eingenommen.

Dieſes iſt die vornehmſte Urſache, das Publikum auf dieſe Materie aufmerkſam zu machen, weil die Kaufleute und andere, welche Handel und Wandel mit den Spaniern treiben, öfters Gelegenheit bekommen können, das, was hier angeführet worden iſt, und viele andere Bewegungsgründe zu unterſtützen, die ihnen zur Herſtellung einer Art von Nationalgefälligkeit und guten Vernehmens zwiſchen zwey Völkern vorkommen dürften, die in vielem Betracht Wohlthäter gegen einander werden können. Sollte unglücklicher Weiſe zur Aufführung des durch den Familientraktat gemachten Plans ein Krieg ausbrechen, ſo wird man ſich bey den Spaniern immer einen guten Willen zu machen ſuchen, indem man mitleidig gegen die Ueberwundenen oder Gefangenen wäre, oder gegen ſie andere Handlungen von Menſchlichkeit blicken ließe, zu welchen die Engländer öfters ſehr geneigt ſind. Wir könnten auch den Spaniern vorſtellen, daß wir nicht wider ſie, ſondern wider ihren König Krieg führten, ungefähr ſo wie

der

der König von Syrien wider Ahab König von Iſrael. Die Syrer waren beordert, die Iſraeliten nicht als ihre Feinde zu betrachten, ſondern ihre Macht nur wider ihren König Ahab zu richten, der durch ſeine falſchen Propheten hintergangen worden war. Eben ſo können wir die Spanier verſichern, daß wir immer in Friede und Harmonie mit ihnen zu leben wünſchten, und daß wir ihren König dafür hielten, wofür er ſelbſt gehalten ſeyn will, nicht für das Haupt und den Repräſentanten ihrer Nation, ſondern für einen Prinzen aus der burboniſchen Familie, der die ſpaniſche Monarchie als eine Verſorgung ererbt hat, die der jüngern Linie dieſer Familie ausgeſetzt worden iſt; oder, wie es die Franzoſen ausdrücken würden: La monarchie d'Espagne n'eſt que l'apanage d'un cadet de la Maiſon de Bourbon; daß wir aber keineswegs Feinde des ſpaniſchen Volkes wären und nicht trachteten, uns den Beſitz eines Landes zuzueignen, worüber ſie das Eigenthumsrecht haben; daß wir es recht wohl fühlten, daß die Reiche Peru und Mexiko unſern Untergang befördern, und der Beſitz derſelben unſer Land wahrſcheinlich noch mehr entvölkern würde, als die ſüdlichen Provinzen Spaniens, weil unſere ausgebreitete Schiffarth, und die Natur unſerer Regierungsform nicht ſo, wie in Spanien, wo ohne des Königs Erlaubniß niemand nach Amerika gehen darf, verſtatte, die Unterthanen durch Zwangsmittel von der Auswanderung abzuhalten. Wir

könnten dieſen noch beyfügen, daß wir gar keine Unterwürfigkeit oder Dienſtpflichtigkeit von Seiten Spaniens verlangen, ſondern daß jede Nation nach der Würde eines unumſchränkten und unabhängigen Staats handeln möchte; daß wir von den Spaniern weiter nichts, als ihre Freundſchaft und einen wechſelſeitigen wohleingerichteten Handel, der für beyde Nationen ſehr wohlthätig ſey, forderten.

Die Niederlaſſungen auf den Falklandsinſeln, auf Florida, und an dem Fluſſe Mißiſippi, kann man als eine genommene Vorſicht gegen die allzudeutlichen Abſichten des Familientraktats und die kriegeriſchen Anſtalten des ſpaniſchen Hofes anſehen. Wenn die Nation und der Handel der Engländer auf eine freundſchaftliche Art und nach dem Range behandelt würden, in welchen ſie eine richtige Einſicht in das Intereſſe der ſpaniſchen Monarchie ſetzen muß, ſo würden ſich die Spanier, vermöge der wechſelſeitigen Freundſchaftserwiederungen, auf die Regierung ſowohl, als auf die Unterthanen Großbritanniens ſicher verlaſſen können; und unſere Seemacht, anſtatt daß ſie jetzt ein Gegenſtand des Aufruhrs und der Eiferſucht iſt, würde die Beſchützerin des ungeheuren ſpaniſch amerikaniſchen Reichs werden.

England hat ſeine Millionen Sterlinge aus den uneigennützigſten Grundſätzen des Heroismus zu Kriegen angewandt; wer wird alſo daran zweifeln, daß unſere tapfern Landsleute ihre Stärke zum Vortheil einer Nation brauchen würden, von deren Verbindung und Handel ſie ſelbſt große fortdauernde Vortheile zu gewarten hätten!

Ein-

Die Grade der Weſtlichen Laenge ſind von der Inſel Fer gezehlt; da man dieſe 20 Gr. vom Pariſer Meridian entfernt haelt.
An ſtatt der Meilen Scala merkt man, daſs gegen 69½ gemeine Englændiſche Meilen (Statute Miles), oder 20 Engl. See Meilen, 17½ Portugiſiſche und Spaniſche Meilen, und 15 gemeine Deutſche Meilen, auf jeden Grad der Breite oder Meridiane gerechnet werden.
MAR DEL SUR oder STILLER OCEAN und WELT MEER
SYDLICHER OCEAN
MAGELLANISCHE SEE
BRASILISCHE SEE
Gov. de Chili
Gov. de Tucuman
Governacion de Buenos Ayres
TALUHET
PUELCHE
DIHUIHET
TEHUELHET
TUYU
Des Gubernements von Tucuman und der Indianer Grænzen vom Iahre 1740.
Rio de la Plata
Rio de Barrancas, o Rio de Sauces, Spaniſch: Henque Leuvu, bey den Indianern.
Port Anegado. 1 Deſaguadero, Rio Colorado.
Bay ſans Fond, Puerto de San Mattia. 2 Deſaguadero, von den Spaniern Rio de los Sauces, von den Patagoniern Cuſu Leuvu genañt.
Hieher ſetzten die Spanier Aº. 1746 die Camarones Baye.
S. Helenæ Vorgeb.
Wahre Camarones Baye
S. Ioſephs I.
Cabo de S. Antonio
Cabo de Lobos
Hohe gebrochne ſteinigte Kuſten
Mendoza
Archipelago de Chiloe
I. Mocha
I. de Quillan
L. Merim
Lago Taramandua
Spaniſche Grænze
Braſiliens Grænze
30º von Hierro (I. de Fer)
Lat. Auſtr.

uli'lau
L I L A
ente
A U
C

Einleitung.

Von dem auf der Charte entworfenen ſüdlichſten Theile von Amerika.

Ich habe mir keinesweges vorgenommen, eine Beſchreibung von dem Königreiche Chili zu geben, da es Ovales bereits gethan hat; ſondern ich ſchränke mich nur auf diejenigen Theile ein, die ich geſehen habe, und die am wenigſten bekannt worden ſind.

Die Seeküſte dieſer Charte iſt größtentheils von d'Angville's Charte von Südamerika nach Boltons Verbeſſerungen genommen; die Inſeln Falklands aber ſind nach den neuern Entdeckungen, und die magellaniſche Straße nach Bernettis Charte gezeichnet worden, der bey dem Geſchwader des Herrn von Bougainville Schiffsprediger war.

In Anſehung der öſtlichen Seeküſte, die ich im Jahre 1746. beobachtete, habe ich einige Veränderungen gemacht, ſo wie um das Vorgebürge St. Anton herum, wo ich mich einige Jahre aufgehalten habe. Bey der Beſchreibung der innern Theile des Landes bin ich durchgängig meinen eigenen Beobachtungen gefolget; da ich ſelbſt einen großen Theil davon durchreiſt, und die Lage und Entfernung der Plätze ſammt den Flüſſen, Wäldern und Bergen aufgenommen habe. Wo ich nicht durchkommen konnte, bediente

ich mich der Nachrichten eingebohrner Indianer, und gefangener Spanier, die viele Jahre unter ihnen gelebt, und ihre Freyheit wieder erlangt hatten. Unter vielen andern, von welchen ich unterrichtet wurde, war der Sohn des Capitain Manſilla zu Buenos-Ayres, der ſechs Jahre unter den Tehuelhets Gefangener geweſen war, und den größten Theil ihres Landes durchreiſet hatte, auch der große Cazike Cangapol, der zu Huichin am ſchwarzen Fluß wohnte. Ich habe mich bemühet, ſein Bild ſo ähnlich zu zeichnen, als es nur mein Gedächtniß verſtattete. Seine und ſeiner Gemahlin, Huenni, Geſtalt und Kleidung ſind auf der Charte vorgeſtellt. Dieſer Befehlshaber, den die Spanier den Caziken Bravo hießen, war groß und wohl gemacht. Er muß ſieben Fuß und einige Zolle lang geweſen ſeyn, weil ich, wenn ich auf den Zehen ſtand, nicht bis an das äuſſerſte Ende ſeines Kopfs reichen konnte. Ich war ſehr gut mit ihm bekannt, und that einige Reiſen in ſeiner Geſellſchaft. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen Indianer geſehen zu haben, der einen oder zwey Zoll größer geweſen wäre, als Cangapol. Sein Bruder, Sauſimian, war aber ungefähr ſechs Fuß hoch. Die Patagonier oder Puelches ſind zwar große, ſtark beleibte Leute; aber nie iſt mir etwas von jenem Rieſengeſchlechte, wovon andere Meldung thun, bekannt worden, ungeachtet ich Leute von allen den verſchiedenen Stämmen der ſüdlichen Indianer geſehen habe.

Alle meine eigenen Beobachtungen und die Unterſuchungen, die mir von andern Perſonen mitgetheilet worden ſind, haben mich verbunden, das Land von Oſten nach Weſten einen großen Theil breiter vorzuſtellen, als es auf der d'Angvilliſchen Charte erſcheinet, die ich nicht im Stande bin, mit den Nachrichten der Indianer, und mit dem was ich ſelbſt in Rück-

ſicht

ſicht auf die Entfernung der Oerter beobachtet habe, zu vereinigen. Selbſt bey dem den Spaniern zugehörigen Lande irret er, ſollt' ich meynen, darinn, daß er in Beſtimmung der Entfernung von Cordava nach Santa Fe vierzig Meilen weniger, als ſie in der That beträgt, angiebt. Der Weg zwiſchen dieſen beyden Städten iſt eine vollkommene Ebene, ohne die mindeſten Hügel; und dennoch wird ſich kein Poſtillon unterſtehen, ihn in weniger als vier oder fünf Tagen vollenden zu wollen, ob ſie gleich in einem Tage gemeiniglich zwanzig und mehr Meilen zurück legen.

Die Reiſe von einer dieſer zwey Städte zur andern, und wieder von beyden nach Buenos-Ayres habe ich viermal vollendet.

Ich glaube nicht, daß ein geſchickter Mann eine Beobachtung über die Länge in dieſer Gegend angeſtellt hat, auf die man ſich verlaſſen könnte, um die Verſchiedenheit der Mittagslinie von den Oertern dieſer ſüdlichen Halbkugel richtig feſtzuſetzen. Und die Irrthümer der Erdbeſchreiber, die ſie dadurch begehen, daß ſie dieſes Land ſchmäler, als es wirklich iſt, vorſtellen, iſt vielleicht Schuld daran, daß man ſo viele Schwierigkeit gefunden hat, die Zeit der Umſegelung des Vorgebürges Horn zu berechnen, wozu die Schnelligkeit und Veränderlichkeit der Ströme Anlaß gegeben hat, und wovon eine beſondere Nachricht in der engliſchen Ueberſetzung von Don Ulloa's Reiſe nach Südamerika im zweyten Kapitel des zweyten Bandes zu finden iſt.

Bayerische Staatsbibliothek

Erſtes Kapitel.

Von dem Boden und den Produkten des ſüdlichſten Theils von Amerika.

Die Gegend um die Stadt St. Jago del Eſtero, in der Provinz Tucuman, iſt ein plattes, trocknes und ſandiges Land; der größte Theil deſſelben iſt mit dicken Wäldern bedeckt, die funfzig Meilen gegen Süden anfangen, und bis an das Gebiete Tucuman fortlaufen, welches von St. Jago drenßig Meilen gen Norden entfernet iſt. Sie erſtrecken ſich beynahe zwanzig Meilen weit gegen Morgen von Rio Dulce und gegen Abend bis an den Chaco, welches ungefähr ſechzig Meilen beträgt. Es giebt ſehr wenige freye Felder in dieſem Gebiete, und dieſe werden noch dazu gewöhnlich durch die Flüſſe Dulce und Salado (der ſüße und ſalzige Fluß) ſo ſehr überſchwemmt, daß die Einwohner genöthiget ſind, Wälder zu fällen, um hinlängliches Erdreich zur Beſtellung ihres Chacras zu gewinnen. Hinter den Wäldern oſtwärts nach den Gebürgen von Rioja und dem Thale von Catamarca zu, ſind ſehr weite Ebenen, die reich an Trifften ſind, aber kein einziges friſches Waſſer haben, dasjenige ausgenommen, das ſich bey der naſſen Jahrszeit in Seen ſammlet; wenn aber dieſe fehlen, ſo iſt man auf der Reiſe durch dieſe Gegend in großer Gefahr, vor Durſt zu ſterben. Die große Anzahl von Kreutzen, die hier errichtet worden ſind, und die man noch itzt auf dieſen Ebenen ſieht, ſind ein Beweiß, wie viele, die dieſe gefährliche Reiſe gewagt haben, ein Raub ihrer Kühnheit geworden ſind. Dieſes ungeheure Gefilde breitet ſich beynahe achtzig Meilen

len weit aus, von den Gebürgen von Cordova an bis an die Gebürge des Thales von Catamarca, und wird die Troaveſia von Quilino und Ambergaſta genannt.

Dieſer Widerwärtigkeiten ungeachtet, iſt dieſer Boden, wenn er recht bearbeitet wird, nicht unfruchtbar, und bringt Waſſer- und wohlriechende Melonen, die unter allen, die in dieſem Lande wachſen, die ſchmackhafteſten ſind, in erſtaunlicher Menge hervor. Die Tucumaniſchen Melonen ſind zwar größer, aber ihr Geſchmack iſt wegen der auſſerordentlichen Fruchtbarkeit des daſigen Bodens nicht ſo gut. Auch wird daſelbſt eine große Menge Getraide gebaut und nach Cordova und Buenos-Ayres verführt. Die Baumwolle geräth ſehr gut; der Indig war ehedem eines der anſehnlichſten Produkte dieſes Landes, das aber durch die Nachläßigkeit der Einwohner ganz verlohren gegangen iſt. Eine kleine Menge Cochenille wird von einer Art niedriger ſtachlicher Opunzia geſammlet, das ſich ſelbſt in Wäldern fortpflanzt und wild wächſt. Man würde mehr davon bekommen, wenn man ſie gehörig abwartete, und auf eben die Art zubereitete, wie in Quito und andern Gegenden von Peru. Der Boden würde auch durch eine ordentliche Pflegung und Bebauung Pfirſchen, Feigen und Datteln hervorbringen.

Die wildwachſenden Bäume ſind der Algarrova, der Miſtol, der Channar und der Molie, auſſer einigen andern von geringerm Anſehn.

Der Algarrova iſt ein großer Baum, ungefähr von der Stärke einer mittelmäßigen Eiche; ſein Holz iſt feſt, dauerhaft und breit gemaſert. Seine Blätter ſind klein und eingekerbt, und viele derſelben wachſen zuſammen an einem gemeinſchaftlichen Stiele nahe an einander und gegen einander über, ſo daß ihrer zehen

hen oder zwanzig ein einziges Blatt, wie bey der Pech-tanne, zu bilden ſcheinen. Er trägt kleine Blüthen, von einer matten weißen Farbe, die, wie bey der Johannisbeere, traubenförmig, aber kleiner und dicker wachſen. Dieſe bekommen alsdenn geräumige lange Hülſen, wie die Erbſen, aber nicht ſo breit. Sie ſind zweyfacher Gattung, weiße und ſchwarze; die letztere iſt ſchmäler, aber einigermaßen lieblicher. Ehe ſie zur Reiſe gelangt, iſt ſie grün, und bewirkt eine ſtarke Zuſammenziehung und Rauhigkeit, wenn man ſie auf die Zunge bringt; wenn ſie aber reif iſt, hat ſie eine ungemeine Süßigkeit, und einen ſtarken unangenehmen Geruch, wie die Wanzen. Dieſer Baum wächſt ſehr häufig und iſt eine Gattung von Acacia, weil er der arabiſchen Acacia ähnlich iſt. Die Einwohner machen von dieſer Frucht, aus welcher ein großer Theil ihrer Lebensmittel beſteht, eine reiche Erndte. Sie machen ſie zu Mehl und vermiſchen dieſes zuweilen mit Mais, verdünnen es mit kaltem Waſſer, und nennen ſodann dieſen Brey Anapa.

Das Mehl alleine, welches ſehr harzig iſt und zuſammen klebt, kneten ſie in Kuchen oder drücken ſie in viereckige Büchſen, heben ſie ſodann zu ihrer Speiſe auf und nennen ſie Patay, von den zerſtoſſenen Hülſen machen ſie ihre Chica, ein ſehr ſtarkes Getränke; auf dieſe gießen ſie kaltes Waſſer und laſſen es zwölf bis vier und zwanzig Stunden ſtehen; während welcher Zeit es anfängt zu gähren, ſehr ſtark und hitzig wird und heftige Trunkenheit verurſacht. Man könnte aus dieſer Chica einen bewährten Spiritus ziehen, aber die Einwohner ſind zu dieſer Abſicht nicht geſchickt genug. Weiter gegen Mittag zu wächſt dieſer Baum ſo hoch nicht, und in dem Gebiete der Tehuelhets, ſchwindet er ſogar zu einer kleinen Staude herab, die nicht höher iſt, als ein Yard. Ich habe die Frucht dieſes

dieſes Baumes bey der Auszehrung, die durch häufigen Schweiß entſtand, und in der Schwindſucht mit großem Erfolg im Patay oder der Chica geben ſehen; und dieſe Krankheiten ſind unter dem Volke, das ſich derſelben zu ihrer Nahrung bedient, gar nicht gemein.

Es giebt eine zweyte Gattung dieſes Baumes, die ich für die wahre arabiſche Acacia halte. Sie trägt eben ſolche Blätter, wie der Algarrova, aber die Blüthen und Früchte ſind von dieſer ſehr unterſchieden. Die Blüthen haben eine feine gelbe Farbe, ſind klein, wachſen in einen runden Haufen zuſammen, und haben einen ſehr aromatiſchen Geruch. Die Hülſen ſind dicker, ſehr ſchwarz, und haben einen Saamen, der wie Linſen ausſieht, aber härter iſt. Er beſtehet aus einem harzigen Weſen, hat einen ſtarken zuſammenziehenden Geſchmack, und giebt, wenn er mit Vitriol verſetzt wird, eine ſchwarze Farbe, womit man wollen und leinen Zeug färben kann, zu welchem Ende ſie auch von den Einwohnern gebraucht wird. Das Holz dieſes Baumes iſt feſter und von einer dunkler rothen Farbe als das Holz des Algarrova; es quillt aus demſelben ein Gummi hervor, welches ganz genau mit dem arabiſchen Gummi übereinkömmt.

Es giebt noch eine dritte Gattung, die nicht groß und deren Hülſe dunkelroth und faſt braun iſt; ſie iſt weder zuſammenziehend noch ſüß, aber die Eingebohrnen machen davon ein Getränke, womit ſie unter ſich die Venusſeuche heilen. Durch dieſes Mittel wird der Schweiß befördert, und ich habe damit Curen verrichten ſehen, die in England eine Salivation erfordert hätten.

Endlich habe ich auch noch eine vierte Art dieſer Hülſen geſehen, die von dem Chaco kam; ſie war breiter und länger, und noch dunkelröther als eine von den vorigen Arten. Sie waren ſehr zuſammenziehend

und balſamiſch, hatten einen durchdringenden Geruch, wie das Cypreſſenholz, und waren (wie mich der Miſſionar, der ſie mitbrachte, verſicherte), die Frucht eines ſtarken dornigen Baums ohne Blätter; ich halte dafür, daß ſie balſamiſch, eine zuſammenziehende Wundarzney ſind, und in der Arzneykunſt, wenigſtens bey äuſſern Schäden von großem Nutzen ſeyn würden.

Der Miſtol iſt in dieſem Lande ein niedriger krummer Baum. In heißern Ländern wächſt er höher und gerader, und in kalten Gegenden, gegen Süden von St. Jago wächſt er gar nicht. Die Indianer brauchen ihn zu ihren Lanzen, da ſein Holz ſehr ſchwer und zähe iſt. Er trägt eine rothe Frucht, in der Größe einer Kaſtanie; ihre Schale iſt ſehr dünn, und umgiebt einen großen harten Kern, die Eingebohrnen eſſen die Rinde und das darunter befindliche wenige Fleiſchige, und machen davon ein Getränke, das ſehr ſüß iſt.

Der Chamar iſt unter den wärmern Himmelsſtrichen ein dicker ſchlanker Baum, ob er gleich nicht ſo groß iſt als hier, mehr gegen Süden. Seine Aeſte ſind ſehr krumm und dornig; ſein Stamm beſtändig grün, und mit einer dünnen Rinde, wie Pergament, umgeben, die verdorret, abfällt und von neuem wieder wächſt. Er macht gutes Feuer und Kohlen. Sein Holz iſt hart und feſt und kömmt in Anſehung der Farbe dem Gelben ſehr nahe. Die Indianer machen hauptſächlich ihre Steigbügel daraus, aber es ſcheint noch zu einem beſſern Gebrauch, z. B. zum Bauen, und dergleichen tauglich zu ſeyn. Die Blätter ſind klein und eyförmig; ſeine Frucht iſt jener am Miſtol ähnlich, aber kleiner, und weder ſo ſüß, noch von einer ſo rothen Farbe. Man braucht ſie zu eben der Abſicht, wie die Frucht des Miſtols.

Der

Der Molie iſt ein großer Baum, den man in dem mittäglichen Theil der Provinz Tucuman nicht antrift. Sein Holz iſt von einer ſehr feinen Ader, und auſſerordentlich ſchön; man kann es aber, weil es dem Wurmſtich ſo ſehr unterworfen iſt, nicht mit Vortheil verarbeiten. Es giebt zwey Gattungen von dieſem Baume, die eine hat ein Blatt von der Größe eines Lorberblats, dem es auch ähnlich iſt; die andere hat die nämliche Eigenſchaften mit jener, nur daß ſie kleiner iſt. Sie ſind beyde immer grün und ihre Blätter dienen, wenn man ſie ſtößt zur Gerbung der feinen Ziegenfelle, die in dieſem Lande gemacht werden. Aus ihrem Stamme fließt eine anſehnliche Menge Gummi, deſſen man ſich, weil es ſehr wohlriechend iſt, als Weihrauch bedient. Die breitblättrige Gattung, trägt auch noch eine große Menge ſchwarzer Früchte, die, wenn ſie reif ſind, eine ſehr hellblaue und beynahe weißfarbige Schale haben. Sie ſind ungefähr von der Geſtalt der ſchwarzen Johannistrauben, und viele daran wachſen in Trauben, wie die Kirſchen. Sie ſchmecken ſüßer als der Algarrova, und geben im Waſſer abgekocht einen ſehr ſüßen und brennenden Extrakt oder Syrup; gießt man aber Waſſer darüber, ſo bekömmt man eine Chica, die ſowohl im Geſchmack als Geruch ſtärker iſt, als das Getränke von der Algarrova. Ein Rauſch von dieſem Getränke hält gemeiniglich zwey bis drey Tage an, und giebt den Augen derer, die davon trunken ſind, einen wilden und funkelnden Blick; ein gewiſſes Kennzeichen, daß dieſes Getränke ſtark und voller Geiſt iſt.

Es giebt noch viele andere ſehr ſchöne nutzbare und auſſerordentlich hohe Bäume, die hauptſächlich in tiefen Thälern, oder auf dem Gipfel hoher Berge wachſen, unter welchen der weiße und rothe Quiabrahacho, der Viraro, der Lapacho, die Ceder, der Timbo, der

wilde Wallnußbaum, ſammt dem Lorber und der Weide befindlich ſind. Dieſe letztere wachſen zwar ſehr hoch und dick, ſind aber nicht viel zu nutzen.

Der weiße und rothe Quiabrahacho oder Axtbrecher, von ſeiner erſtaunlichen Härte ſo genannt, wächſt in den Wäldern, auf dem flachen Lande, nordwärts von Cordova; zu St. Jago wachſen ſie acht bis zehn Ruthen hoch, ſehr gerade und verhältnißmäßig dick. Die erſte Art dieſer Bäume hat Blätter, die unſerm Buxbaum ähnlich, aber etwas breiter ſind und eine ſcharfe dornige Spitze haben. Auch in Anſehung des Holzes trift man zwiſchen dieſen beyden Aehnlichkeit an, nur daß der Quiabrahacho einen rothen Kern hat. Man kann es gut zu Zimmerholz brauchen, iſt von einer ſchönen Ader, aber ſehr zerbrechlich, hart zu verarbeiten und entſetzlich ſchwer. Die zweyte Gattung iſt ganz von jener unterſchieden; ihre Blätter wachſen wie die am Eibenbaum; ſie iſt höher und ſchwerer als der weiße Quiabrahacho, ihr Holz blutroth und nicht anders, als wenn es noch grün iſt, zu verarbeiten. Denn wenn es über dieſe Zeit liegen bleibt, ſo wird es ſo hart, daß ihm kein Werkzeug etwas anhaben kann. In der Härte und Farbe kömmt es dem rothen Marmor ſo nahe, daß man es nicht leicht von demſelben zu unterſcheiden im Stande iſt.

Der Viraro hat ein Holz von weißer Farbe, wie unſere Ulmen, und wird zu Balken oder andern dergleichen Abſichten gebraucht. Es iſt ſehr dauerhaft und gut zu verarbeiten.

Einer der ſchätzbarſten Bäume dieſer Gegenden iſt der Lapacho. Ich habe ihn zwar niemal im Wuchs, ſondern nur dicke Blöche u. ſ. w. davon geſehen, die acht bis neun Yards lang waren, und zum Gebrauch nach Spanien in die Oelmühlen, zur Stampfung der Oliven, geſchickt wurden. Das Holz iſt von einer dunkel-

dunkelgrünen Farbe, hat eine gute Ader, und iſt nicht ſo zerbrechlich, wie der Quiabrahacho, aber ſehr hart und ſchwer.

Die Cedern ſind ſo wie die unſrigen. Der Timbo iſt eine Art wilder Cedern, die an den Ufern der Flüſſe wachſen.

Die wilden Wallnußbäume ſind ſehr dick und hoch. Ich habe deren welche von zwölf Yärds in der Länge geſehen, die verarbeitet und viereckig gezimmert nach Tucuman gebracht werden ſollten. Sie tragen keine Früchte, und ihr Laub gleicht dem an unſern Wallnußbäumen, aber es iſt etwas größer. In einigen tiefen Thälern, unter den Bergen, habe ich Cedern und wilde Wallnußbäume geſehen, deren Länge ich auf funfzehn bis zwanzig Yärds ſchätzte, und die ſchnur gerade gewachſen waren. Dieſe Bäume wachſen alle wild, nebſt noch vielem andern vortrefflichen Nutzholz, wovon das meiſte Dornen trägt. Ich will von dieſen nur des Lanza Erwähnung thun, der deswegen ſo genennt wird, weil die Eingebohrnen Speere und Lanzen davon machen. Dieſer Stamm iſt gelb, ſehr gerade und ein vortreffliches Holz, das die beſten Achſen an Wagen und Kutſchen giebt.

Die Einwohner ziehen auch ſehr viel gute Fruchtbäume, die ſogar in Paraguay wild wachſen, als Zitronen und Orangen, und zwar von beyden ſüße und ſauere. Pfirſchbäume, ſowohl gezogene als wilde, haben ſie im Ueberfluſſe. Zu Cordova und Mendoza hat man Aepfel und Birnen von allerley Gattung, Granatäpfel, Aprikoſen, Zwetſchen und Kirſchbäume, desgleichen an manchen Oertern Feigen, die meiſtens wild wachſen, und bey ſehr weniger Wartung häufig fortkommen; auch indianiſche Feigen. Ferner bringt dieſes Land in einigen Gegenden Weinſtöcke hervor, wovon zu Mendoza, Rioja und San-Juan ſehr viel

gebaut wird; auch im Thale Catamarca und zu Cordova ſind einige wenige Weinberge. Der Wein, der davon gemacht wird, wird theils zum häußlichen Nutzen verbraucht, theils zum Verkauf nach Buenos-Ayres, Tucuman, Salta, Injuy u. ſ. w. verſchickt. Dieſe Waare iſt manchmal ſehr wohlfeil, und würde es noch mehr ſeyn, wenn die Abgaben nicht ſo ſchwer wären, die man in den Städten, wohin ſie verſendet wird, entrichten muß.

Man baut auch meiſtens alle Gattungen von Getraide, und ſie kommen beſonders in den Bezirken von Cordova, St. Jago und Rioja, wenn ſie gewäſſert werden können, gut fort; desgleichen zu Buenos-Ayres, und Santa Fe, wenn das Jahr nicht zu trocken iſt. Dieſer Artickel könnte in großer Menge zu haben ſeyn, und ſehr viel davon mehr nach Süden zu hervorgebracht werden; aber die Indianer ſäen nicht. Die Moluchen allein bearbeiten den Boden ein wenig, wiewohl ohne zu pflügen, und pflanzen nur ſo viel, als ſie mit ihren Meſſern zu ſchneiden im Stande ſind. In Tucuman iſt das Land zu naß für Getraide, aber die Einwohner erndten große Aecker von Mais oder indianiſchem Waitzen ein, den ſie zu St. Jago für Getraide umtauſchen.

Einer der vornehmſten Handelsartickel von St. Jago iſt Wachs und Honig, das in großer Menge in den ungeheuern Wäldern an beyden Ufern des Fluſſes Salado gefunden wird. Das meiſte davon findet man in den Aushölungen umgefallener Bäume, und verkauft es in alle nachbarliche Provinzen. Es giebt noch eine Art Honig, Alpamiſqua genannt, das von einer ſehr kleinen Biene gemacht wird, die es unter der Erde in ſteinigtem Boden bauen; es ſchmeckt bitterſüß, treibt den Urin, und iſt ein bewährtes Mittel wider den Stein.

Ein

Ein anderes ſehr beträchtliches und noch nicht ſehr bekanntes Produkt iſt der Salpeter, welcher in großer Menge geſammelt werden könnte, wenn man mehr Fleiß darauf wendete; denn das Salzland nimmt einen ſehr großen 200 bis 250 Meilen langen und 40 bis 50 Meilen breiten Strich Landes ein. Es fängt etwa zwölf Meilen nördlich von dem Berge Vulcan an, und erſtreckt ſich in der Breite gegen das Vorgebürge des heil. Antons durch die Provinz Buenos-Ayres, ſüdlich und weſtlich am Fluſſe Plata, läßt Cordova gegen Weſten, alsdenn läuft es über das ganze Gebiete Santa Fe, von der Stadt Corientes bis an die Vereinigung der berühmten Flüſſe Paraguay und Parana. Es iſt hier ſo breit, daß es alle Theile des Gebietes von St. Jago, die an der weſtlichen Seite des Fluſſes Dulce liegen, und die ganze Ebene von Rioja bis an die Gränzen des Thales Catamarca umfaſſen kann. Dieſes erhellet aus dem ſalzigen Geſchmacke aller Bäche und Flüſſe dieſer Länder, deren Waſſer nicht eher getrunken werden kann, als bis ſie ſich mit dem Parana vereiniget haben. Alle Quellen dieſes großen Strichs Landes ſchmecken mehr oder weniger ſalzig. Aber die Flüſſe, die ſich von den Bergen nach Cordova, Tucuman, Charamoras und Anconquira herab ergießen, haben an ihrer Quelle vortreffliches Waſſer, das ſie viele Meilen weit behalten, bis ſie entweder in den Parana fallen, oder von den Salzteichen verſchlungen werden. Man macht eine anſehnliche Menge Salz zum eignen Gebrauch aus der Erde in Paraguay in der Stadt Aſſumtion; aber in größtem Ueberfluß trift man es in der Nähe von Rioja und St. Jago an. So bald es nur ein wenig ſtark regnet, ſchießt die Erde vom Salpeter ganz weiß an; ihre Kälte iſt den Füßen empfindlich, und man würde alsdann mit einer Bürſte oder Federn ſehr viel Salpeter nur mit

wenig Erde vermiſcht einſammlen, oder mit dem Regenwaſſer von den ſtehenden Waſſern oben wegſchöpfen können. Die Einwohner dieſer Gegenden ſammlen ſelten mehr, als was ſie zu Verfertigung ihres Schießpulvers brauchen, das hauptſächlich zum Gebrauch an ihren Feſten zubereitet wird. Ich habe öfters davon kleine Quantitäten in kleinen kryſtallenen Cylindern von ungefähr zwanzig Pfund gekauft, welches nur von dem gröbſten Unflat gereiniget und nicht würfelförmig war; welches beweiſt, daß es mit keinem Sal gemmae, wie unſer Salpeter, vermiſcht iſt. Wenn man auf dieſe Entdeckung eine beſondere Aufmerkſamkeit richtete, ſo würde dieſelbe von großen Vortheilen begleitet werden; denn man könnte den Salpeter in Böten auf dem Fluſſe Salado nach Santa Fe und von da auf dem Parana nach Buenos-Ayres ſchaffen. Der größte Handel dieſes Landes beſteht in allerhand zahmen Vieh. Es giebt allenthalben zahlreiche Heerden Schaafe, und als ich das erſtemal hieher kam, war das Hornvieh in einer ſo großen Menge vorhanden, daß es, auſſer den Heerden zahmen Viehes, Heerdenweiſe wild und ohne Eigenthümer auf den Ebenen an den beyden Ufern der Flüſſe Parana, Uruguay und Plata umher lief, und alle Gefilde von Buenos-Ayres, Mendoza, Santa Fe und Cordova bedeckte. Aber die Gierigkeit und Verabſäumung der Spanier haben dieſe ungeheure Anzahl des wilden Rindviehes dergeſtalt verringert, daß das Fleiſch in dieſen Gegenden itzt auſſerordentlich theuer geworden wäre, wenn ſich nicht noch wenige Perſonen dieſes Theils der Viehzucht aus Vorſicht ſorgfältig angenommen hätten. Seit meiner erſten Ankunft in dieſes Land verſtrich kein Jahr, daß nicht fünf bis acht Schiffe, die meiſtens mit Häuten beladen waren, von Buenos-Ayres abſegelten; es wurde eine erſtaunliche Menge Vieh geſchlach-

geſchlachtet, und weiter nichts als das Fett, Inſelt und die Häute davon genommen; das Fleiſch wurde der Fäulniß überlaſſen. Die Anzahl des auf dieſe Weiſe allein in dem Gebiete dieſer Stadt und der Stadt Santa Fe in einem einzigen Jahre geſchlachteten Hornviehes belief ſich auf nicht weniger als einige hundert tauſend Stücke. Dieſes Handwerk hat zwar noch itzt nicht ganz aufgehört; aber das Hornvieh iſt dennoch wohlfeil; und ſogar zu Cordova wird ein junges Rind nicht höher als mit zwey Thalern bezahlt; in vorigen Zeiten hingegen würden ſie nicht halb ſo viel gekoſtet haben.

Es giebt auch eine große Menge zahmer, und eine erſtaunliche Anzahl wilder Pferde. Ein zwey oder oder dreyjähriges Füllen koſtet einen halben Thaler oder ungefähr zwey Schillinge und vier Stůber; für ein dienſtbares Pferd bezahlt man zwey Thaler, und für eine Stute drey, manchmal auch nur zwey Realen. Die wilden Pferde haben keine Eigenthümer, ſondern laufen in großen Heerden auf den ungeheuren Ebenen umher, welche gen Oſten von der Provinz Buenos-Ayres und dem Ocean bis an die Mündung des rothen Fluſſes; gen Weſten von den Gebürgen von Chili und dem erſten Deſaguadero; gen Norden von den Bergen von Cordova, Yacanto und Rioja, und gen Süden von den Wäldern, die die Tehuelhets und Divihets von einander ſcheiden, eingeſchloſſen werden. Sie begeben ſich von einem Orte zum andern, ziehen den Winden entgegen, und auf einer Reiſe ins Land, die ich im Jahr 1744. unternahm, und um derentwillen ich drey Wochen auf dieſen Ebenen zubringen mußte, traf ich ſie in ſo großer Anzahl an, daß ſie mich vierzehn Tage lang unaufhörlich umgaben. Manchmal rannen ſie in dichten Haufen zwey bis drey Stunden lang in vollem Gallop vor mir vorbey, wäh-

rend welcher Zeit ich nebſt meinen vier Indianern, die mich bey dieſer Gelegenheit begleiteten, Gefahr lief, von ihnen umgeronnen und in Stücken zertreten zu werden. Ein andermal gieng ich durch eben dieſes Land, und traf nicht ein einziges davon an.

Dieſer große Ueberfluß an Pferden und zahmen Rindvieh wird für die Urſache gehalten, warum die Spanier und Indianer ihre Ländereyen nicht mit der erforderlichen Sorgfalt und Arbeitſamkeit anbauen, und daß unter ihnen die Faulheit ſo ſehr eingeriſſen iſt. Ein jeder kann mit ſehr leichter Mühe eine Heerde Pferde haben oder aufziehen, und da ſie beſtändig Meſſer und Lazo, oder Fallſtricke von Riemen, bey ſich führen, ſo können ſie ſich damit immer ihren Unterhalt verſchaffen. Kühe und Kälber ſind in größerm Ueberfluß da, und aus dem Geſichte ihres Eigenthümers entfernt, ſo daß man ſie leicht tödten kann, ohne entdeckt zu werden, welches auch ſehr oft geſchieht.

Man hat verſchiedene Verſuche gemacht, Bergwerke in dieſem Lande zu entdecken, ſie ſind aber alle mißlungen. In dem Gebiete Cordova, in dem Thale Punillia, fand man zwar einige Spuren einer Goldmine, aber nach vieler Arbeit und großem Aufwande fand man die Ausbeute viel zu unbeträchtlich, und die Unternehmer waren zu Grund gerichtet. Eben dieſes Schickſal erfuhren die Gewerken einer andern Goldmine, die man beym Ausfluſſe des Plata in den Gebürgen bey Maldonado gefunden hatte; ſie verließen dieſelbe aus eben den Urſachen, wie die vorigen. Vor ungefähr zehn Jahren machte man einen großen Lärm von den Silberminen, die man in der Nähe des Berges von Anconquixa entdeckt, und woraus man anfangs etwas Silber erhalten hatte. Dieſes machte, daß ſich der Guberneur dieſer Provinz ſelbſt dieſer

Sache unterzog, und dem Könige von Spanien davon Bericht erſtattete. Viele Leute ſetzten ihr Vermögen bey dieſer fehlgeſchlagenen Unternehmung zu, aber nach zwey Jahren wurde es wieder, wie die zwey vorigen, aufgegeben.

Vor einigen Jahren entdeckte man verſchiedene Silberminen bey Mendoza, am Fuße des Cordillera, die nach einigen Verſuchen eine große Menge dieſes Metalls hervorgebracht haben. Die Unternehmer hatten ſchon großen Aufwand gehabt, und ſich die Maſchinen und alle zur Ausführung eines ſolchen Unternehmens nöthige Werkzeuge angeſchafft; ehe ich aber dieſes Land verließ, liefen einige ſehr ungünſtige Nachrichten in Betreff dieſer Minen ein, ſo daß ich nicht im Stande bin, zu beſtimmen, ob ſie fortgeſetzt worden ſind oder nicht; ſogar die berühmten Silberbergwerke von Potoſi haben ſich ſehr beträchtlich vermindert. Die Menge des Metalls, die man daraus erhielt, iſt beynahe zwey Drittel herabgeſchmolzen, und die Indianer, die man zur Arbeit darinn brauchte, ſind aus Mangel einer guten Policey mehrentheils umgekommen; auſſerdem ſind verſchiedene Minen überſchwemmt, und dadurch ganz unbrauchbar gemacht worden.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in dem Lande der indianiſchen Moluchen auf der öſtlichen Seite der Cordilleras eben ſo viel Gold- und Silberminen, wie gegen Weſten geſchehen iſt, entdeckt werden können; aber die Indianer bekümmern ſich um dergleichen Entdeckungen nicht, und die Spanier wagen ſich nicht in dieſe Gebürge, um daſelbſt einige Verſuche zu machen, aus Furcht, von den Indianern überfallen zu werden.

In dieſen Gegenden giebt es auſſerdem noch verſchiedene Spezereyen, welche einträglich ſeyn könnten,

wenn die Einwohner darauf dächten, ihnen ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

In dem Gebiete Tucuman und der Stadt der ſieben Ströme giebt es eine große Menge Guaiacum, oder Franzoſenholz, und Drachenblut, welches letztere eine ſehr einträgliche Waare iſt. Es fließt nach gemachtem Einſchnitte aus dem Stamm, und iſt, wenn es ſich verdickt, ſowohl in der Farbe als Conſiſtenz dem wirklichen Blute gleich. Wenn man es abkocht oder lange ſtehen läßt, verhärtet es ſich in eine Art Harz, und bekömmt eine Leberfarbe, die noch dunkler iſt, als das Drachenblut unſerer Apotheken. Es iſt auch zuſammenziehender, als jenes.

Der Caacibalſam fließt aus dem Stamme, wenn man einen Schnitt hinein thut; man erhält ihn auch durch Abkochung ſeiner Zweige, die vorher zerquetſcht werden müſſen. Es iſt ein hartes, terpentinartiges Harz, und iſt weiß, wenn es gekocht wird; auſſerdem iſt es gelb und hell. Es iſt die vortrefflichſte Heilungsſalbe für Wunden, auch innerlich gebraucht.

Zwey Indianer waren mit einer ſehr ſchmalen und ſpitzigen Lanze gleich unter dem knorplichen Ende des Bruſtbeins dergeſtalt verwundet, daß die Spitze der Lanze auf der einen Seite des Rückgrades wieder heraus gieng, wiewohl bey dem einen etwas höher, als bey dem andern. Was ſie tranken, lief ſogleich durch die Wunde wieder heraus. Sie litten große Schmerzen, hatten beſtändig Ohnmachten und kalte, zähe Schweiße. Ich war gewohnt, dieſen Balſam, mit Hirſchunſchlitt und Mark vermiſcht, äuſſerlich zu brauchen, aber in dieſen zwey Fällen ſchloſſen ſich die Wunden. Ich gab ihn alſo innerlich, und beyde Patienten nahmen dreymal des Tages nur eine geringe Portion, ungefähr in der Größe einer Haſelnuß, und zu Zeiten öfterer in einer geringern Doſe. Sonſt konnte ich mich in die-

ſer

ſer Wüſte keines andern Mittels, das ihnen bey dieſem Unfalle heilſam geweſen wäre, bedienen; ſie erhielten aber dem ungeachtet beyde, der eine in ſechs Wochen und der andere in etwa drey Monaten, ihre vollkommene Geſundheit und Kräfte wieder.

Ich gedenke dieſer beyden Fälle als etwas ſehr ſonderbares, indem der Magen vorn und hinten durchbohret war, welches die Wundärzte gemeiniglich für tödlich halten. Die Enge der Oeffnungen (ſie waren mit der ſchmalen Klinge eines Stoßdegens gemacht worden, die man in eine Lanze verwandelt hatte) war, wie ich dafür halte, die Urſach der baldigen Vollendung dieſer Curen.

Der Balſam oder Extrakt, Aquaaribaigh genannt, entſteht aus dem Decokt einer Pflanze, die eine Art von Maſtixſtaude iſt. Bey äuſſerlichen Krankheiten gebraucht, iſt er ein gutes Reinigungs- und Zertheilungsmittel, und ſchließt die Wunden gut. Innerlich thut er bey Blutſtürzen, Durchfällen und Huſten vortreffliche Wirkung, da er ein blutſtillendes, zuſammenziehendes und balſamiſches Mittel iſt.

Das Iſicagummi fließt aus einem Baume, und wird in Paraguay geſammlet. Man nennt es auch Trementin, das iſt, Terpentin; aber es ſcheint eine Art des Gummi Elemi zu ſeyn, obgleich viel hitziger, und ziehet Blaſen, wenn man es unvermiſcht aufleget. In dieſem Lande braucht man es hauptſächlich zum Blaſenziehen beym Hüftenweh, welches es auch ſehr oft heilet. Wird es aber mit gleichen Theilen von Wachs oder Talg vermiſcht, ſo giebt es eine ſehr gute lindernde Salbe (arceus) und ein gutes Hauptpflaſter, wenn man es zugleich mit Saffranpflaſter (Oxycroceum) auf die Füße leget, die dadurch immer warm erhalten werden. Ueberhaupt dienet es den Indianern und allen andern Einwohnern zu großen Nutzen,

 da

da dieſe den Verſtopfungen in der Leber unterworfen ſind, die aus dem allzuhäufigen Trinken kalter Getränke entſtehen, und bey welchen ſich allemal eine ſtarke Erkältung an den Füßen zeiget.

Die Contrayervawurzel iſt hier in großem Ueberfluſſe vorhanden, und in einigen Gegenden der Gebürge von Cordova und Yacanto wächſt eine große Menge Baldrian und Bärwurzel, die viel größer und von einem ſtärkern Geruch ſind, als irgend welche, die ich in Europa geſehen habe. Es giebt Baldrianwurzeln in der Dicke eines Mannsarms. Sie haben einerley Geruch mit den unſrigen, aber ſie ſind, wie ich ſchon zuvor angemerkt habe, noch ſtärker. Die Blätter der Bärwurzel ſind ſehr breit, und die Wurzel ſelbſt wächſt eine Yärd hoch. Die Blumen ſind weiß, und hängen traubenförmig an einander, in der Form eines vier bis fünf Zoll langen Kegels. Man bedienet ſich dieſer Wurzel, als eines bewährten Mittels bey Nervenkrankheiten und der fallenden Sucht.

Man bringt auch von dem Guaranies zwey Wurzelſorten von einer Pflanze oder Schwerdlilie, die die Eingebohrnen Schynant nennen. Aber ob ſie gleich beyde einerley Namen haben, ſo ſind ſie doch ſehr von einander unterſchieden. Die eine ſieht völlig aus, wie der gemeine Kalmus, aber ſie iſt im Geſchmack und Geruch etwas ſtärker, und nicht ſo groß. Die andere Art hat ſehr dünne, runde Wurzeln, ungefähr eines halben Zolles lang; ſie ſind ſehr zerbrechlich, leicht, fein zu zerreiben, und mit der Contrayerva von einerley Farbe. Ihr Geſchmack iſt ſehr hitzig, ſpezereymäßig und aromatiſch, und iſt, wenn es eingenommen wird, eine ſehr gute Arzney in allen Erkältungen des Hauptes und der Nerven.

Es wächſt auch Ingwer in dieſen Gegenden. Aber die vortheilhafteſte Waare, wenn man erſt die eigent-

liche Methode ihrer Zubereitung entdeckt hätte, wäre eine Art Thee, die ungefähr zwey Jahre vor meiner Abreiſe aus dieſem Lande gefunden worden iſt. Sie hat eine genaue Aehnlichkeit mit dem chineſiſchen Thee. Denn, als ich einige Blätter von beyden Sorten in ſiedendes Waſſer that, und ſie auf dieſe Weiſe ſich entfalten ließ, konnte ich weder an der Form, noch der Beſchaffenheit und Lage ihrer Aedergen und Fibern den geringſten Unterſchied zwiſchen beyden wahrnehmen. Ich fand dieſe Theepflanze in etlichen Thälern, am Fuße der Gebürge von Cordova, Yacanto, in der Nachbarſchaft der Gebürge von Achala und in den Thälern von Calamochita, in großer Menge, und in noch größerer ſoll ſie, wie ich berichtet worden bin, in der Nähe von Peru, in Tucuman, Salta u. ſ. w. wachſen.

Es iſt eine Staude ungefähr ein bis zwey Yärds hoch. Ihr Stamm iſt ſelten dicker als ein Zoll, öfters iſt er noch ſchmäler. Unten an der Wurzel hat er keine Sprößlinge, aber viel lange Aeſte. Die Blätter wachſen je drey und drey, wie am Geißblatt, haben ein ſchönes Grün, und ſind ſehr glatt. Sie ſchießt eine lange Aehre blauer Blüthen, die gewiſſermaßen dem Lavendel gleich, aber nicht ſo lang, noch ſo wohlriechend iſt. An die Stelle einer jeden Blüthe kömmt ſodann, wenn dieſe verblüht iſt, eine dünne Schote, worinn ein Saame von der Größe des dritten Theils einer Linſe, und wie eine welſche Bohne geſtaltet, verſchloſſen iſt. Wenn die Blätter getrocknet und ins Waſſer gethan werden, ſo färben ſie daſſelbe auf eben die Art, wie der grüne Thee. Der Geſchmack und Geruch davon iſt mit dieſem vollkommen einerley, auſſer, daß er etwas ſchärfer, und nicht ſo rauh iſt. Dieſer Unterſchied rührt aber höchſt wahrſcheinlich davon her, daß man die Frucht zu friſch abnimmt, oder

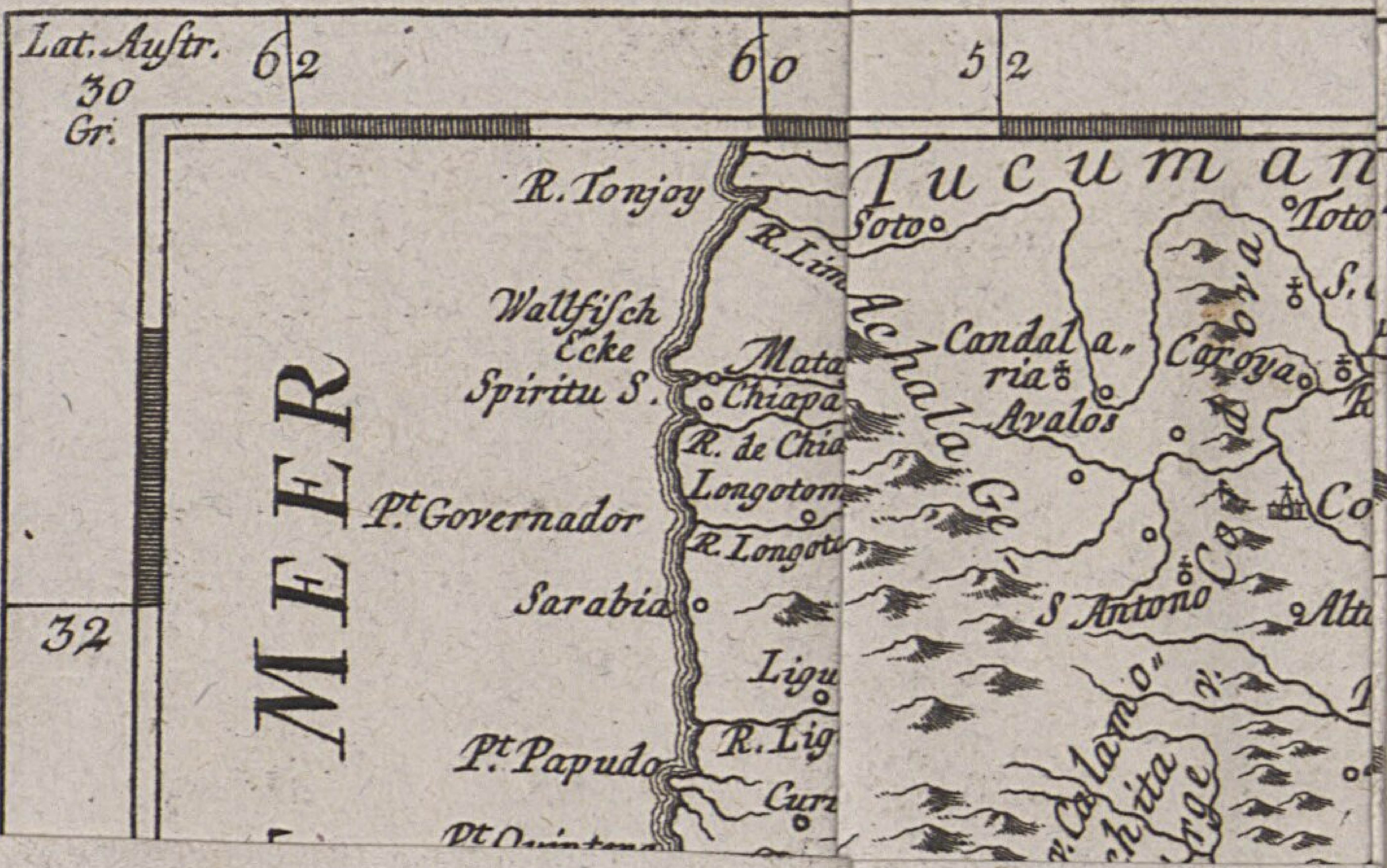
vielleicht ſie zum Getränke ganz anders zubereitet, oder auch, daß man ſie nicht ſo, wie in China geſchehen ſoll, auf Kupferplatten dürre macht. Wenn ich dieſes that, konnte ich es niemal dahin bringen, daß ſie ſo, wie der orientaliſche Thee, gedreht und gerunzelt worden wären.

Ich fand noch eine Gattung dieſer Pflanze, die aber, ſowohl in Anſehung ihrer Höhe als der Geſtalt ihrer Blätter, kleiner war.

Es giebt auch noch eine andere Art davon, die in Chili wächſt. Dieſe hat einen runden Saamen ohne Schote. Die Blüthen ſind gelb, und wachſen nicht in eine Aehre zuſammen. Ihre Blätter ſind nicht ſo glatt, wie bey jener, und haben ein heileres Grün, auch geben ſie dem darüber gegoſſenen Waſſer eine dunklere Farbe. Der Geſchmack kömmt größtentheils mit der vorigen Gattung überein, aber er iſt nicht gar ſo angenehm, weil er etwas ſchwächer iſt. Die Indianer nennen dieſelbe Gattung Culem, die Einwohner von Cordova Alvanhacca del Campo, das iſt, wildes Baſilienkraut. Aber dieſer Name iſt nur auf gerадewohl dieſer Pflanze gegeben worden: denn ſie hat weder mit dem wilden noch gebauten Baſilienkraut die mindeſte Aehnlichkeit, indem dieſes ein Kraut und keineswegs ein Baum iſt, wie jene.

Als ich und verſchiedene von meinen Bekannten einige Säcke von dieſem Thee geſammlet und freywillig unter viele Leute ausgetheilet hatten, erhielt ich Gelegenheit, ſeine Wirkung zu unterſuchen, und fand, daß er Appetit und Verdauung beförderte, und Kopfweh, Ekel und Unverdaulichkeit des Magens kurirte, welches durch kein einziges Mittel vorher erhalten werden konnte. Und in dieſem Betracht übertrift dieſer Thee

NEUE CHARTE
der
SÜDLICHERN THEILE
von
AMERICA
Nach den in ſolchen Landen verfertigten
Riſſen und einer auf Befehl des Koenigs
von Spanien gemachten Ausmeſſung
deſſen oeſtlicher Küſten.
Aus dem von Thomas Kitchin Koeniglichen
Hydrographo zu London 1772 edirten Original, u. a.
GOTHA 1775 bey C.W. ETTINGER.
STILLES WELT MEER
MAGELLANISCHE SEE
TIERRA de FUEGO
I. Malouines, Falklands I.
Franz Drakens Inſeln
Bay of S. George
Bay of S. Iulian
Port Deſire
Cabo de 3 montes
Die ganze Küſte iſt eine dürre und unbewohnte Wüſteney
Begræbniſſe der Tehuelhets
Staten I.
Le Maires Straſſe
28° Weſtlicher Laenge von der Span. Isla de Hierro, vulgo Fer.


Lat. Auſtr. 30 Gr.
62
60
52
32
Tucuman
R. Tonjoy
Soto
Toto
Wallfiſch Ecke
Spiritu S.
Mata
Chiapa
Candal
ria
Avalos
Coroya
Achala Ge
Longotom
Pt Governador
Sarabia
S. Antono
Pt Papudo
MEER

Thee den chineſiſchen weit. Sehr merkwürdig iſt es, daß in den Gegenden, wo dieſe Pflanze wächſt, auch die nämliche Art von Stein angetroffen wird, wovon das chineſiſche Porzellan gemacht wird.

Zweytes Kapitel.

Beſchreibung von Indien, mit ſeinen Thälern, Bergen, Flüſſen, u. ſ. w. des großen Plata-fluſſes mit ſeinen Aermen, Fiſchen und Häfen.

Der Theil des Gebietes von Cordova, welcher an der ſüdlichen Seite des Rio Segundo oder zweyten Fluſſes liegt, war ehedem das Land eines großen Theils der nördlichen Puelchen, und erſtreckt ſich ungefähr funfzig Meilen weit bis an das Gebiet von Buenos-Ayres über Cruzalta hinaus. Bey meiner erſten Ankunſt in dieſe Gegenden traf ich einige Haufen Indianer an, die an den Ufern des zweyten und dritten Fluſſes wohnten; wenige derſelben hielten ſich an dem vierten und fünften Fluſſe auf. Das ganze Land zwiſchen dem zweyten und dritten Fluſſe iſt ungefähr zwölf Meilen drüber und größtentheils waldig; aber da, wo es ſich dem dritten Fluſſe nähert, hören die Waldungen auf. Die Flüſſe, welche dieſe Landſchaft wäſſern, kommen alle von den hohen Gebürgen von Yacanto, Chambachin und Achala, die nicht viel niedriger, als die Gebürge Andes in Chili und als Aerme derer von Peru anzuſehen ſind. Alle dieſe Flüſſe, den dritten ausgenommen, nachdem ſie die jähen Gebürge von Cordova durchlaufen haben,

und in die Ebenen hereingebrochen ſind, verlieren in wenigen Meilen ihre Süßigkeit, werden ſalzig, nehmen nach und nach wegen der Dürre des ſandigen Bodens ab, und werden endlich von einem See verſchlungen.

Der Rio Tercuro oder dritte Fluß, der unter allen der beträchtlichſte iſt, wird, nach vollendetem Lauf über die Gebürge von Cordova (wo er hoch herab fällt), durch die Vereinigung mit den Flüſſen Campachin, Gonſales, del Medio, Quillimſa, Cachu-Corat, la Cruz, Luti und del Sauce, ſehr verſtärkt. Wenn er aber in die Ebene kömmt, wovon ein großer Theil ſandig iſt, verſchwindet er bey einer dürren Witterung unter die Erde, und bricht in einer Entfernung wieder hervor. Bey anhaltendem Regen ſchwillt er hoch an, und reißt in ſeinem unaufhaltſamen Laufe viele Bäume mit ſich fort. Er macht viele Krümmungen, die weite Gefilde einſchließen. Seine Ufer ſind, nachdem er die Gebürge verlaſſen hat, auf zwanzig Meilen weit mit hohen Weidenbäumen bewachſen. Das Land, wodurch er ſtrömt, ernähret unvergleichliches Hornvieh, indem es ein gutes Trift- und Getraideland iſt, und an einigen Gegenden Steinklee und eine Art holzige Sarſaparillwurzel hervorbringt. Nach einem Laufe von zwanzig Meilen wird er ſalzig, aber ſo ſehr ſchlecht doch nicht, daß er zum Trinken untauglich wäre. So ſetzt er ſeinen Lauf bis nach Cruzalta fort, wo er, wegen ſeiner vielen Krümmungen, Carcaranna genennet wird; von da geht er weiter, und läuft von Nord-Nord-Weſten nach Süd-Süd-Oſten, bis er zu Rincon, oder in dem Winkel von Gaboto, ungefähr achtzehn Meilen von Santa-Fe, in den Parana fällt.

Der vierte und fünfte Fluß haben nichts beſonderes; ihre Produkte ſind mit dem vorigen mehrentheils

einerley, ausgenommen, daß in dem Lande, wodurch ſie fließen, vielweniger Gehölze anzutreffen iſt. Ihre Felder ſind mit Hornvieh reichlich verſehen und zum Ackerbau tüchtig. Der Rio Quinto hat, wenn er über tritt, durch Kanäle Gemeinſchaft mit dem Fluſſe Saladillo, der ſich in den Plataſtrom ergießt.

Zwiſchen dieſem Lande und den Ebenen von St. Juan und Mendoza (der Wohnplatz der zweyten Abtheilung der nördlichen Puelche oder Taluhets) liegen die Gebürge von Cordova und Yacanto. Sie bilden eine fortlaufende Kette mit ſehr beſchwerlichen Päſſen, die durch Felſenbrüche und über Anhöhen und ganze Reihen von Hügeln fortlaufen, ſehr ſteil, und zum Fahren ganz untüchtig ſind. Die höchſten Spitzen dieſer Hügelreihen ſind ſechzehn bis zwanzig Meilen weit von einander entfernt. Das dazwiſchen liegende Land hat viel große und fruchtbare Thäler, die von Bächen und kleinen Flüſſen durchwäſſert, und durch Hügel und aufgeworfenes Erdreich verſchönert werden. Dieſe Thäler tragen allerhand Gattungen von Fruchtbäumen, als Pfirſchen, Aepfel, Kirſchen und Pflaumen, und wo das Land angebauet iſt, auch Getraide; noch merkwürdiger ſind ſie aber wegen der Zucht allerhand Hornviehes, als Schaafe, Pferde und beſonders Maulthiere. Der größte Theil dieſer letzten, welche jährlich nach Peru gehen, wird in dieſem Lande gezeugt, und ſind ſein größter Reichthum, da ſie mit Silber und Gold aus den Bergwerken von Potoſi, Lipes und ganz Peru beladen wieder zurückkommen.

An den weſtlichen Grenzen der Gebürge von Yacanto, oder Sacanto, ſind viele den Spaniern zugehörige Meyerhöfe. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat ſie hieher gelocket, der nicht allein für alle Gattungen der Landwirthſchaft bearbeitet werden kann, und

von den von den Bergen herabfließenden Bächen durchwäſſert wird, ſondern auch, wegen ſeiner wenigen Holzungen, die jedoch zur Beſtreitung der Brenn- und Baumaterialien hinreichen, zur leichten Fütterung und Aufziehung zahmer Thiere bequem iſt.

Auſſer dieſem iſt auch noch die Sicherheit vor den Verheerungen der Indianer ein großer Bewegungsgrund für die Spanier, ſich allhier feſtzuſetzen, indem jene nur allein diejenigen anfallen, die mehr gen Süden wohnen.

Der übrige Theil dieſes Landes, der gegen Abend zwiſchen dieſen Gebürgen und dem erſten Fluſſe Deſaguadero liegt, beſtehet aus Ebenen, die, auſſer den Bächen, wenig Waſſer haben. Es enthält einen Ueberfluß an guten Viehtriften, iſt aber nicht bevölkert. Zuweilen kommen kleine Haufen von Taluhets und Piumchen hieher, um wilde Pferde zu jagen oder die Reiſenden und Frachtwagen zu plündern, die von Buenos-Ayres nach St. Juan und Mendoza gehen.

Dieſes Land bringt, auſſer Ochſen- und Kuhhäuten und etwas Tobak, der in Paraguay ſehr gut wächſt, nichts hervor, was der Ausfuhre nach Europa werth wäre. Es iſt aber deswegen für die Spanier von ſo großer Wichtigkeit, weil alle oder doch der größte Theil der Maulthiere, derer man ſich in Peru bedienet, von Buenos-Ayres und Cordova, und einige wenige derſelben von Mendoza kommen, ohne welche ſie ganz auſſer Stand geſetzt ſeyn würden, nur den geringſten Handel zu treiben, oder eine Gemeinſchaft mit den benachbarten Ländern zu unterhalten, indem die hohen und holperigen Gebürge von Peru allen, auſſer den Maulthieren, unüberſteiglich ſind, dieſes Laſtthier aber daſelbſt nicht aufgezogen werden kann. Sogar diejenigen, die dahin gehen, leben gemeiniglich, wegen ihrer harten Arbeit, der ſchlechten Beſchaffenheit

der Wege, und des Mangels an Weide nicht lange. Es würde alſo der Verluſt dieſes Landes den Verluſt von Peru und Chili nach ſich ziehen. Der Weg von Buenos-Ayres nach Salta iſt zum Fahren ſehr bequem; aber die Maulthiere, die von dorther und von Cordova getrieben werden, ſind nach einer ſo langen Reiſe genöthiget, ein Jahr zu Salta zu bleiben, ehe ſie weiter nach Potoſi, Lipes oder Cuſco gehen können.

Die Einwohner dieſer Länder ſind nur ſchlechte Soldaten und über die ſpaniſche Regierung, wegen des Verluſts des Handels, der Theurung aller europäiſchen Waaren und aller der vielen unmäßigen Auflagen u. ſ. w. ſo mißvergnügt, daß ſie froh ſeyn würden, von einer andern Nation, die ſie von ihrer gegenwärtigen Unterdrückung befreyte, beherrſcht zu werden. Dem ungeachtet iſt dieſes Land, auſſer ſehr wenigen regulären Truppen, die zu Buenos-Ayres und Montevideo liegen, von aller Vertheidigung entblößt; und wenn dieſe zwey Plätze einmal erobert worden ſind, ſo kann die Eroberung des übrigen Theils durch einen bloßen Durchmarſch, den die Landeseingebohrnen dem Feinde erleichterten, vollendet werden. Der Verluſt dieſer zwey Oerter würde die Spanier ihrer einzigen in dieſen Seen befindlichen Häfen berauben, wo ihre Schiffe, die um das Vorgebürge Horn herum in die Südſee laufen, einen Beyſtand erhalten können. Vor der Austreibung der Jeſuiten aus den Mißionen von Paraguay, würden ſie eine ſehr anſehnliche Hülfe von den indianiſchen Guaranies erhalten haben, die bewaffnet und diſciplinirt waren, die Aufrührer in Paraguay bezwingen und die Portugieſen aus der Kolonie St. Sacrament vertreiben halfen, und die mächtigſten Beſchützer dieſes beträchtlichen Landes waren.

Der Theil der Cordilleras, welcher von Mendoza gegen Abend liegt, iſt von einer erſtaunlichen Höhe

und beſtändig mit Schnee bedeckt. Deswegen wird dieſe ganze Kette von Bergen von den Indianern Pſen Mahuiſau oder Schneeberg, auch Liu, oder Lio Mahuiſau, das iſt, der weiße Berg genannt. Man gehet einige Meilen weit durch ſehr anmuthige von hohen Hügeln eingefaßte Thäler, ehe man bis an den größten Berg kömmt, der ſehr hoch und ſteil iſt, viele fruchtbare jähe Abhänge hat, und an manchen Stellen iſt der Weg wegen der vielen ungeheuern überhangenden Felſen ſo ſchmal und gefährlich, daß ein beladenes Maulthier kaum Raum genug hat, durchzugehen. Die Höhlen ſind niemal, ſogar den Sommer hindurch, ohne Schnee, und im Winter iſt man ſtets in Gefahr zu erfrieren. Viele haben ihr Leben verlohren, die es wagten durchzugehen, ehe der Schnee einigermaßen geſchmolzen war. Am Fuße dieſer jähen Abſchüſſe, ſind viele Bäche und Flüſſe, zwiſchen hohen ſenkrecht abgehenden Ufern gleichſam eingeſperret, und der Raum iſt zwiſchen ihnen an manchen Stellen ſo enge, daß man leicht von einer Seite auf die andere hinüber ſpringen kann, aber hinab zu ſteigen iſt man nicht im Stande. Dieſe Flüſſe und Bäche ſchlängeln ſich innerhalb der Hügel und ſteilen Anhöhen durch viele Krümmungen, bis ſie in die Ebenen hervorbrechen, wo ſie die Maſſen größerer Flüſſe vermehren. Wie ich bin berichtet worden, ſoll man von Mendoza, Coquimbo und andern Oertern aus, gemeiniglich eine Tagreiſe dazu brauchen, wenn man die große Bergreihe erſteigen und durchgehen will. Dieſe Berge tragen ſehr ſtarke und hohe Fichten. Im Wuchs gleichen ſie den europäiſchen, aber ihr Holz iſt feſter und härter als bey den unſerigen; es iſt ſehr weiß, giebt vortreffliche Maſtbäume, dienet noch zu andern Materialien zum Schiffbau, und iſt ſehr dauerhaft, ſo daß, nach Ovales Bemerkung ein Schiff, das in der

Südſee gebauet worden, öfters vierzig Jahre aushält; die Frucht iſt größer, denn der Zapfen der ſie hervorbringt, iſt zweymal ſo ſtark, als der an den ſpaniſchen Fichten, und ihre Nüſſe ſind ſo groß wie Datteln, und haben eine ſehr dünne Schale. Die Frucht iſt lang und dick, mit vier ſtumpfen Winkeln, in der Größe zweyer Mandeln. Dieſe Früchte oder Kerne geben, wenn ſie gekocht werden, ein Lebensmittel, das man auf eine lange Reiſe mitnehmen oder zu Hauſe aufbewahren kann. Wenn ſie auf dieſe Art zubereitet ſind, haben ſie etwas mehliges und ſchmecken wie abgekochte Mandeln, obgleich nicht ſo ölig. Dieſer Baum bringt eine beträchtliche Menge Terpentin hervor, das in eine Maſſe zuſammen fließt, die etwas härter und trockner als unſer Harz, aber viel heller und durchſichtiger, wiewohl nicht ſo gelb iſt. Die Spanier nennen es einen Weihrauch, und brauchen es dazu. Es iſt dieſes aber ein Irthum, da es eben ſo beſchaffen iſt, wie Harz, und nur etwas feiner riecht.

Die Thäler am Fuße der Cordilleras ſind an einigen Stellen ſehr fruchtbar, von Bächen und Flüſſen durchwäſſert, und bringen, wenn ſie bebauet werden, gutes Getraide und allerhand Früchte hervor. Die Aepfelbäume wachſen daſelbſt wild, in großem Ueberfluſſe, und die Indianer machen daraus eine Art von Cyder, den ſie ſogleich verbrauchen, weil ſie ihn nicht zu erhalten wiſſen.

Die Volkanen oder Feuerſpeyende Berge, wovon es auf dieſer Seite der Cordilleras viele giebt, können im Betracht ihrer Größe und wüthenden Ausbrüche, mit dem Veſuvius, Mont Gibello und andern dergleichen in Europa bekannten Bergen wetteifern. Als ich mich einſtmal auf dem Berge Vuulcan am Vorgebürge des heil. Anton befand, war ich Zeuge,

wie die Winde eine ungeheure Wolke von Aſche in die Höhe führten, und den ganzen Himmel verdunkelten. Sie verbreitete ſich über einen großen Theil des Gebietes von Buenos-Ayres, zog ſich längs dem Plataſtrom hin und ſtreuete ihre ganze Maſſe auf die beyden Ufer des Fluſſes dergeſtalt herab, daß alles Gras mit Aſche bedeckt war. Dieſes verurſachte der Ausbruch eines Volkans in der Nähe von Mendoza, deſſen leichte Aſche die Winde eine unglaubliche Strecke von dreyhundert und mehr Meilen weit wegführten.

Die Landſchaft Buenos-Ayres, der alte Wohnſitz der Chechehets, liegt auf der ſüdlichen Seite des Fluſſes Plata. Die Küſte iſt hier feucht und niedrig, mit vielen Moräſten und Sümpfen bedeckt. Die Waſſerſeite trägt vieles Holz, welches zur Feurung verbraucht wird. Dieſe Moräſte gehen von den Ufern an ſo lange fort, bis man in das hohe Land kömmt; es iſt daſſelbe aber dennoch auch an manchen Stellen, wegen des leimigen Grundes, zu deſſen völliger Bedeckung die geringe Tiefe des Erdbodens nicht hinreicht, ſehr ſumpfig, bis man weiter ins Land hinein kömmt, wo der trockene Boden tiefer iſt.

Das Land iſt überall flach und hat nur wenige Erhöhungen. Es iſt dabey ſehr wunderbar, daß man in dieſem ganzen weitläuftigen Gebiete, und in dem Gebiete von Santa Fe und St. Jago del Eſtero nicht einen einzigen Stein antrift, der ein natürliches Produkt dieſes Landes wäre, und dieſes auf dem ganzen Striche bis an die Berge Vuulcan, Tandil und Cayru, gen Südoſten von Buenos-Ayres.

Das Land zwiſchen Buenos-Ayres und dem Fluſſe Saladillo (welcher die ſüdliche Grenze der ſpaniſchen Herrſchaft in dieſer Provinz iſt) macht eine vollkommene Ebene, ohne einen einzigen Baum oder Hügel, und erſtreckt ſich bis an die Ufer dieſes Fluſſes, der

ungefähr drey und zwanzig Meilen von den ſpaniſchen Niederlaſſungen entfernt iſt. Dieſe Landſchaft iſt beynahe zwanzig Meilen breit von Nordoſten bis Südweſten, und wird von den umherliegenden Flecken von Matanza und Magdalena eingeſchloſſen. Auf der mitternächtlichen Seite des Fluſſes Saladillo giebt es viele große Seen, einige Sümpfe und hohle Thäler. Die Seen, die mir bekannt worden ſind, heißen: Reduction, Sauce, Vitel, Chaſcamuz, Cerrillos und Lobos. Gen Südoſten iſt ein langer und ſchmaler See, mit ſüßem Waſſer, nahe bey dem Fluſſe Borombon, welches in dieſem Lande etwas ſeltnes iſt. Er iſt von den nächſten ſpaniſchen Niederlaſſungen acht Meilen entfernt. Ungefähr ſechs Meilen weiter iſt der große Fluß oder vielmehr See Borombon, der aus den Ueberſchwemmungen der Reduction, Sauce, Vitel und Chaſcamuzſee, wenn dieſe von großen Regen angeſchwellet werden, entſtehet.

Er iſt zuweilen beynahe eine Meile breit, und hat weder Ufer noch einen Ablauf, ſondern nur einen ſehr breiten flachen Grund. Wenn er am höchſten angewachſen iſt, hält er in der Mitte, nicht über einen Faden tiefes Waſſer. Den größten Theil des Jahres hindurch iſt er ganz trocken. Wenn er ungefähr zwölf Meilen weit von dem See Chaſcamuz an fortgelaufen iſt, fällt er in den Plataſluß, ein wenig über der Steinſpitze (Punta de Piedra).

Von dieſem Fluſſe bis zum Saladillo rechnet man ungefähr zwölf Meilen, wenn man ſich nach Südoſten hält. Das zwiſchenliegende Land iſt ſo wie das übrige niedrig und flach, und in einigen Gegenden umher giebt es reiche Triften, beſonders, wenn man ſich den Ufern des Saladillo nähert. In der dürren Jahreszeit, wenn an den Ufern des Plataſluſſes

Mangel an Graß iſt, werden die zahmen Heerden der ſpaniſchen Meyerhofbeſitzer zu Buenos-Ayres, an die Ufer des Saladillo herabgetrieben, wo wegen der größern Tiefe des Bodens das Gras länger dauert.

Dieſe Ebenen dehnen ſich bis an den Deſaguadero, oder an das Gebiet von Mendoza aus, und haben auſſer dem Regenwaſſer, das ſich in Seen ſammlet, nebſt den drey Flüſſen Deſaguadero, Hueyguey und Saladillo, ſonſt kein Waſſer; dieſes Land wird weder von Indianern noch Spaniern bewohnet oder bebauet, ſondern iſt reich an Hornvieh, wilden Pferden, Hirſchen, Strauſſen, Armadillen, Rebhühnern, wilden Gänſen, Enten und andern Wildpret.

Der Fluß Saladillo iſt wegen ſeines ſalzigen Weſens nur allein für das Vieh trinkbar. Er läuft beynahe das ganze Jahr hindurch ſo ſeicht, daß einem das Waſſer bey dem Orte, der Callighon genennet wird, acht Meilen von ſeiner Mündung, wo er ſehr breit iſt, kaum bis an die Knöchel reichet, und ſo gar bey ſeinem Ausfluſſe würde es für ein kleines beladenes Boot unmöglich ſeyn, einzulaufen. Indeſſen habe ich ihn doch zu Anfang des Octobers ſo auſſerordentlich anſchwellen ſehen, daß er binnen vier und zwanzig Stunden die ganze Höhe ſeiner Ufer ausfüllete, an der eben gedachten Stelle beynahe einen Faden tief, und faſt eine Viertelmeile breit war, und dieſe ganze Vermehrung geſchahe, ohne daß der mindeſte Regen in dieſer Gegend des Landes gefallen wäre. Dieſe Anſchwellung dauert gemeiniglich zwey bis drey Monate lang, ehe ſie wieder nachläßt. Der Saladillo entſpringt da, wo der fünfte Fluß (der durch St. Louis läuft) ſich in einen See verliert, welcher, wenn er von dem häufigen Regen oder von den Bergen herabfallenden geſchmolzenem Schnee über-

fließt, den Strom dieſes Fluſſes verurſachet. Da er ſeinen Lauf durch das Gebiet von Buenos-Ayres nimmt, von dannen weiter nach Süden geht, ſich der erſten Bergreihe nähert, dann nach Norden und wieder nach Süden zu wendet, ſo nimmt er das Waſſer vieler großen Seen, die von Regengüſſen übertreten, auf; wenn aber dieſe Verſtärkungen fehlen, trocknet er beynahe ganz aus. An den Ufern dieſes Fluſſes, ungefähr acht Meilen von ſeiner Mündung, giebt es viele Gehölze, von einem Baume, der Tala heißt, und bloß zur Brennung oder zu Umzäunungen tauglich iſt. Das letzte davon, Isla Larga genannt, erſtreckt ſich bis auf drey Meilen von ſeinem Einlaufe in den Platafluß.

Der Platafluß iſt einer der größten Flüſſe in Amerika, und ſtrömet in die See durch eine beynahe ſiebzig Meilen breite Mündung. Einige nehmen in Beſtimmung dieſer Breite nur ſechzig, hingegen andere ſogar achtzig Meilen an. Er hat ſeinen Namen von dem Orte, wo er ſich mit dem Uruguaigh vereiniget. Höher über dem Hauptarm bekömmt er den Namen Parana. In dieſen fallen die großen Flüſſe Bermejo, Pilcomayu, der durch Chuquiſaca fließt, und der Paraguay, von dem die Provinz gleiches Namens ihre Benennung hat, und der durch die Stadt Paraguay oder Aſſumption fließt. Letzterer macht durch ſeine ſchiffbaren Aerme mit den portugieſiſchen Goldminen von Cuyaba, Matagroſſo und Peru, ſo wie der Parana mit den Bergwerken von Braſilien und den Bergen von St. Paul, eine Communication.

An den Ufern des Fluſſes Carcarania oder Tercero drey bis vier Meilen, ehe er ſich in den Parana ergießt, findet man eine große Menge Gebeine von auſſerordentlicher Stärke, die Menſchengebeine

zu ſeyn ſcheinen. Manche ſind größer, manche kleiner, als wenn ſie von Perſonen ungleichen Alters wären. Ich habe Schenkelbeine, Ribben, Bruſtbeine, Stücke von Hirnſchalen und Zähne, beſonders aber Backzähne geſehen, die unten drey Zoll im Durchmeſſer hatten. Man trift dergleichen Gebeine, wie ich verſichert worden bin, auch an den Ufern des Parana und Paraguay, und ſogar in Peru an. Der indianiſche Geſchichtſchreiber, Inca Garcilaſſo de la Vega, erwehnet dieſer Gebeine in Peru, und erzählet, die Indianer hätten eine alte Sage unter ſich, daß dieſe Länder ehedem von Rieſen bewohnet geweſen, die wegen der Sünde der Sodomiterey von Gott vertilget worden wären.

Ich ſelbſt fand die Schale eines Thieres, die von lauter kleinen ſechseckigen Knochen, jeder wenigſtens einen Zoll im Durchmeſſer, zuſammen geſetzt, die Schale aber beynahe drey Yärds lang war. Es ſchien mir in vielem Betracht, die Größe ausgenommen, der obere Theil einer Armadilloſchale zu ſeyn, welches Thier anitzt nicht über eine Spanne breit iſt. Einige von meinen Bekannten fanden auch am Fluſſe Parana ein vollſtändiges Skelet eines ungeheuern Alligator (eine Art Krokodill). Ich ſelbſt ſahe einen Theil ſeines Rückgrades, an welchem jeder Knochen beynahe vier Zoll dick und ungefähr ſechs Zoll breit war.

Nach einer über dieſe Knochen angeſtellten anatomiſchen Unterſuchung, wurde ich vollkommen überzeugt, daß dieſe auſſerordentliche Größe keinesweges von dem Anſatze einer fremden Materie herrühre, denn ich fand, daß nach dem Verhältniß der Maſſe dieſer Knochen auch ihre Beinfibern dicker waren. Die Krone an den Zähnen war noch ganz, ob ſie gleich keine Wurzeln mehr hatten, und glichen ihrer Geſtalt nach den menſchlichen Zähnen vollkommen und keines-

weges den Zähnen irgend eines andern Thieres, das ich jemals geſehen habe. Dieſe Dinge ſind allen bekannt, die in dieſen Ländern leben, ſonſt würde ich es nicht gewagt haben, ſie hier niederzuſchreiben.

Der Paranafluß hat die auſſerordentliche Eigenſchaft allerhand Dinge in einen ſehr harten Stein zu verwandeln.

Als er zuerſt entdeckt wurde, konnte man mit kleinen Schiffen bis an die Stadt Aſſumption fahren; aber ſeit dieſer Zeit hat er ſo vielen Sand herab geführet, daß ſo gar kleine Kaufmannsſchiffe nicht höher als nach Buenos-Ayres kommen können. Gröſſere Fahrzeuge und Kriegsſchiffe ſind genöthiget bey Montevideo zu landen. In dieſem Fluſſe hat man gute Steuermänner ſehr nöthig, um die zwey Sandbänke, wovon die eine die engliſche, die andere die Bank von Ortiz heißt, zu vermeiden, oder um nicht an die Steinſpitze geſchlagen zu werden, die viele Meilen unterm Waſſer fortläuft, und den ganzen Fluß durchkreuzt. Der nördliche Kanal iſt ſchmäler und tiefer, der ſüdliche weiter und ſeichter: Der Sandbank Ortiz gegen über iſt er keine drey Faden tief und von einem harten felſigen Grund. Dieſer Fluß leidet von den Regen, die ſich über dieſes groſze Land ergieſſen, jährlich zwey Ueberſchwemmungen, eine größere und eine geringere, aus welchen ſodann der Parana und Paraguay ihren Urſprung nehmen. Die geringere dauert von der andern Hälfte des Junius bis zur andern Hälfte des Julius, man nennet ſie das Anwachſen der Pequereys *) oder Spierlinge, und bedeckt

*) Pequereys, ſind eine Art Fiſche, die auch Königsfiſche genannt werden. Man findet ihre Beſchreibung noch in dieſem Kapitel, wo von den Fiſchen des Paranafluſſes gehandelt wird. Der Grund von der Benennung, Anwachſen der Pequereys, erhellet aus jener Beſchreibung.

deckt alle Inſeln in dem Parana. Die größere Ueberſchwemmung fängt im Monat December an, und dauert den ganzen Jenner und zuweilen den Hornung hindurch. Dieſe geht ſo hoch, daß ſie fünf bis ſechs Yärds, und manchmal noch mehr über die Inſeln empor ſteiget, ſo daß man über dem Waſſer nichts als die Gipfel der hohen Bäume, die auf den Inſeln dieſes Fluſſes im Menge ſtehen, gewahr wird. Zu dieſen Zeiten verlaſſen die Löwen, Tiger, Hirſche und Aquaraquazues die Inſeln, und ſchwimmen nach dem feſten Lande zu. Bey auſſerordentlichen und ungewöhnlichen Fluthen dieſes Fluſſes, faßten die Einwohner von Santa Fe aus Furcht vor einer gänzlichen Ueberſchwemmung mehr als einmal den Entſchluß, aus der Stadt zu fliehen; wenn aber dieſe ungeheure Fluth in den Plataſluß hinab ſtrömt, ſo bedeckt ſie kaum das niedrige Land an ihren Ufern.

Manche Inſeln des Paranafluſſes ſind zwey bis drey Meilen lang, ſie tragen eine große Menge Bauholz, und geben einer großen Anzahl von Löwen, Tigern, Hirſchen, Capivaras oder Flußſchweinen, Flußwölfen, (die ich mit unſern engliſchen Fiſchottern für einerley halte) Aquaraquazues und vielen Alligators Nahrung und Aufenthalt. Der Aquaraquazu iſt ein großer Fuchs mit einem ſehr behaarten Schwanze. Aquara bedeutet in der paraguayiſchen Sprache einen Fuchs, und quazu groß. Ihren gemeinen kleinen Fuchs nennen ſie Aquarachey.

Dieſer Strom hat einen Ueberfluß an allerhand Arten von Fiſchen, mit und ohne Schuppen; einige ſind in Europa bekannt, andere aber unbekannt. Die ſchuppigen ſind der Dorado oder Goldfiſch, der Packu, Corvino, Lachs, Pequerey, Liſa, Boga, Savala, Dentudo, und andere kleinere Fiſche. Die, die keine Schup-

Schuppen haben, ſind, der Mungrullu, Zurubi, Pati, Armado, Raya oder Roche, Erizo oder Waſſerigel, allerhand Flußſchildkröten, Bagres u. ſ. f.

Den Goldfiſch findet man in großer Menge in den meiſten Aermen des Parana; er iſt ſehr groß; einige wiegen zwanzig bis fünf und zwanzig Pfund. Ihr Fleiſch iſt weiß und feſt; man hält an ihnen den Kopf für das beſte.

Der Packu iſt unter allen Fiſchen dieſer Flüſſe der beſte und köſtlichſte. Er iſt von vortrefflichem Geſchmack und Geruch. Er iſt ein dicker breiter Fiſch, wie unſere Meerbutte, von einer dunkeln ſchwarzen mit gelb untermiſchten Farbe. Seine Breite macht zwey Drittel ſeiner Länge aus. Seine Schuppen ſind ſehr dünne, und der Kopf iſt in Verhältniß mit dem Körper klein.

Dieſer Fiſch ſtehet in hohem Werthe und wird ſelten auſſer im Frühlinge und Sommer gefunden. Wenn er ſorgfältig eingeſalzen wird, kann man ihn einige Monate lang trocken erhalten, nach dieſer Zeit aber geht er, weil er ſehr fett iſt, in die Fäulniß über. Er iſt einigermaßen unſern Schleyen ähnlich, aber viel größer.

Ein anderer Fiſch von großem Werthe, iſt der Corvino, man findet ihn nur an der Mündung des Plataflusſes, wo ſich das ſalzige und ſüße Waſſer zuſammen vermiſcht. Er iſt ſo groß als ein mittelmäſſiger Stockfiſch, und gleicht an Geſtalt unſerm Karpen. Er hat ſehr große dicke Gräten und breite Schuppen. Dieſer Fiſch iſt ſehr gut, er mag friſch oder eingeſalzen und trocken ſeyn. Man fängt ihn zu einer gewiſſen Jahrszeit bey Maldonado und Montevideo in großer Menge mit Angeln, und ſendet ihn nach Buenos-Ayres, Cordova u. ſ. w.

Der Lachs kömmt nicht völlig den unſrigen gleich, und iſt ein trockner unſchmackhafter Fiſch, der in keinem Werthe ſtehet.

Die Pequereys, oder Königsfiſche, wie ſie die Spanier nennen, ſind eine Art Spierling; (Sparling) an Farbe, Geſtalt und Geſchmack gleichen ſie den unſrigen, auſſer daß der Kopf ſehr groß und der Mund ſehr weit iſt. Sie ſind ungefähr von der Größe eines Makrells. Sie halten ſich nie in ſalzigem Waſſer auf, aber im Plataſluß ſind ihrer eine große Menge. Wenn der Parana anwächſt, gehen ſie im Julius, nicht weit über Santa Fe, in großen Geſchwadern in dieſen Fluß, um in den kleinern Flüſſen, die in den Parana fallen, zu laichen. Die Fiſcher fangen ſie in großer Anzahl mit Angeln, ſchneiden ſie auf, und ſchicken ſie gedörret in die benachbarten Städte zum Verkauf aus. Sie haben einen fürtrefflichen Geſchmack, ihr Fleiſch iſt ſehr weiß, und ohne das geringſte Fett. Man hält ſie, wenn ſie friſch ſind, für einen großen Leckerbiſſen. Sie müſſen ohne Salz gedörret werden, weil ſie ſich ſonſt davon ſogleich verzehren, und wenn ſie an dem Orte, wo ſie zum Trocknen aufgehangen ſind, nur im geringſten feucht oder naß werden, ſo verderben ſie. Man ſchätzet ſie eben ſo hoch als den Packu und Corvino.

Der Liſa gleicht in Anſehung der Form, Größe und des Geſchmacks unſern Makrellen, iſt aber weder ſo ſchön von Farbe noch am Schwanz ſo dünne, auch ſind ſeine Schuppen breiter. Dieſer Fiſch kann nicht weiter als der Plata gehet, an deſſen Mündung die größten Geſchwader bey hoher Fluth angetroffen werden. Mit dem Voll- und Neumond begiebt er ſich in ſo großer Anzahl in den kleinen Fluß Saladillo, daß ich für mich und meine Bekannten in einer Nacht auf

zwey

zwey oder drey Netzzügen gemeiniglich einen hinreichenden Vorrath für die ganze Faſtenzeit bekam.

Der Savala und Boga gleichen unſern Karpen. Im Parana und Plata wiegen ſie drey bis vier Pfund. Alle Flüſſe dieſer Provinzen enthalten eine große Menge dieſer Fiſche, die deswegen ſehr wohlfeil ſind, und von den Einwohnern zu großen Haufen eingeſalzet und gedörret werden. Wenn man dieſen Fiſch ißt, muß man wegen ſeiner vielen und kleinen Gräten ſehr vorſichtig ſeyn. Man hält den Boga, wenn er friſch iſt, für beſſer, als den Savala, obgleich dieſer größer und breiter iſt. Man fängt ſie beyde mit Netzen.

Der Dentudo, der wegen ſeiner langen und ſcharfen Vorderzähne ſo genannt wird, iſt etwas geringer, als der vorige. Er wird gemeiniglich ungefähr ein und ein halbes Pfund wiegen, und ungeachtet er einen guten Geſchmack hat, ſo wird er doch wegen ſeiner ſehr vielen, und gefährlichen Gräten ſelten gegeſſen. Es iſt der ſtachlichſte Fiſch, den ich jemal geſehen habe.

Auſſer dieſen giebt es noch einen dünnen kleinen breiten flachen Fiſch, Palometa genannt; er iſt ſtachlich, aber wohlſchmeckend. Er hat garſtige ſcharfe Floßfedern, die diejenigen verwunden, die ihn zu geſchwind ergreifen. Die von dieſen Floßfedern gemachten Wunden ſind ſehr ſchmerzhaft, ſchwären und entzünden ſich dergeſtalt, daß öfters ein Fieber, Convulſionen und Erſtarrungen (tetanus) daraus entſtehen, und zuweilen der Tod erfolget.

Fiſche ohne Schuppen.

Der Mungrullu iſt der größte Fiſch, den man in dieſem Fluſſe antrift. Manche davon wiegen hundert Pfund und ſind zwey Yärds lang. Er hat eine glatte Haut,

Haut, von einer aſchgrauen etwas ins Gelbe fallenden Farbe, einen grätigen Kopf, rauhes Zahnfleiſch und einen weiten Schlund. Das Fleiſch iſt blaßroth und ſehr feſt. Er iſt ſehr ſtark und ſchwer im Waſſer, und man muß ſehr feſtes Strickwerk und große Stärke haben, wenn man ihn fangen will.

Der Zurubi folgt in Anſehung der Größe zunächſt auf den Mungrullu, und giebt dieſem darinn nicht viel nach. Sein Kopf macht beynahe einen Drittel ſeiner ganzen Maſſe aus, und iſt ganz Bein. Er hat einen ſehr breiten flachen Mund und einen außerordentlichen weiten Rachen. Seine Haut iſt glatt, von einer weißlichen Aſchfarbe, und wie die Haut des Tigers, mit großen runden ſchwarzen Flecken beſprengt. Das Fleiſch iſt weiß, geſund, feſt und wohlſchmeckend, und unter den Fiſchen ohne Schuppen iſt er der beſte.

Der Pati, iſt nicht viel kleiner als der vorige, hat aber einen kleinern Kopf, engern Schlund, und iſt am Kopf etwas fleiſchig. Die Farbe dieſes Fiſches iſt wie bey dem Mungrullu; ſein Fleiſch iſt von einer gelblichen Weiße, und ſtehet beynahe in eben dem Werthe, als der Zurubi.

Der Armado iſt ein dicker ſtarker Fiſch, mit einem kurzen Körper, ſein Rücken, ſeine Seiten und Floßfedern ſind insgeſammt mit ſtarken ſcharfen Spitzen bewaffnet. Wenn er gefangen wird, giebt er einen grunzenden Ton von ſich, und bemühet ſich zu verwunden; um deswillen muß er zuvor, ehe man ihn mit Sicherheit behandeln kann, betäubt werden. Dieſer Fiſch wiegt gemeiniglich ungefähr vier bis ſechs Pfund; ſein Fleiſch iſt ſehr weiß, feſt und haltbar.

Die Rayas oder glatte Rochen ſind in ſo großer Anzahl in Parana, daß die ſeichten Sandbänke ganz davon bedeckt werden. Ihre Figur iſt oval, und beynahe drey Viertel einer engliſchen Elle lang, der Rücken

iſt ſchwarz und der Bauch weiß. Sie ſind flach wie unſere Rochen, und haben ihren Mund auf der Mitte des Bauchs, welcher in der That der größte Theil des Fiſches iſt, indem ſein Umriß ſehr ſchmal, nicht über drey Zoll breit, und viel dünner iſt, als bey den unſrigen. Da dieſes nur der einzige eßbare Theil an dieſem Fiſche iſt, ſo ſteht er in keinem Werthe. Dieſer Fiſch hat einen langen ſchmalen Schwanz, an deſſen Wurzel ſich eine ſpitzige zweyſchneidige Gräte befindet, in welche kleine Zähne, wie bey einer Säge eingekerbt ſind. Damit verwunden ſie die, die ſich ihnen nähern, oder auf ſie treten.

Die von dieſen Gräten gemachten Wunden werden zuweilen von ſehr verdrüslichen Folgen begleitet. Denn ſehr oft zerbricht ſie in der Wunde, und kann nicht anders als mittelſt eines Einſchnittes, der in den flechſigen Theilen des Fußes ſehr ſchwer zu machen iſt, herausgenommen werden. Die Wunde wird außerordentlich ſchmerzhaft, entzündet ſich, ſchwäret nicht, erreget ein convulſiviſches Fieber, das ſich mit einer Erſtarrung endiget und den Tod verurſachet.

Der Erizo oder Waſſerigel iſt dem Armado ſehr ähnlich, aber nicht völlig ſo groß, wie dieſer. Auſſerdem, daß er eben ſo wie jener bewaffnet iſt, hat er eine ſehr rauhe Haut voller kurzen ſcharfen Spitzen; ſein Fleiſch iſt nicht ſo wohlſchmeckend als das von dem Armado.

Der Vieja, oder das alte Weib hat Aehnlichkeiten mit dem Armado und Erizo. Er iſt mit Stacheln bewaffnet, die aber weder ſo ſtark noch ſo zahlreich ſind, als bey dem vorgedachtem Fiſch. Seine Haut, die wie die Forelle vielſarbig iſt, ſcheint voller Runzeln zu ſeyn. Er grunzt wie der Armado, wenn er gefangen iſt, und ſein Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft. Selten wiegt er zwey Pfund, und in den kleinen Bächen und Flüſ-

ſen iſt er immer kleiner, und wiegt nicht mehr als ein halb Pfund.

Die Bagres ſind in allem Betracht, außer in der Größe, dem Pati gleich. Selten wiegen ſie anderthalb Pfund, öfters aber noch weniger. In jeder Floßfeder neben dem Kopfe haben ſie eine ſtarke ſtachlige Gräte, und müſſen, weil ſie lange über dem Waſſer leben, mit großer Behutſamkeit behandelt werden, wenn ſie gefangen ſind. Ihr Fleiſch iſt mild und wohlſchmeckend. Man fängt ſie entweder in Netzen oder mit Angeln.

Ich muß hier eine Nachricht von einem fremden im Waſſer und auf dem Lande lebenden Thiere geben, das ſich in dem Plataflüß aufhält. Es iſt davon noch keine Beſchreibung nach Europa gekommen, und auch diejenigen haben ſeiner nicht erwehnet, die dieſes Land beſchrieben haben. Was ich hier erzähle, habe ich aus übereinſtimmenden Zeugniſſen der Indianer und vieler Spanier genommen, die ein Geſchäfte an dieſem Fluſſe zu verrichten hatten. Außer dieſem habe ich auch ſelbſt, während meines beynahe vierjährigen Aufenthalts an dieſem Fluſſe einmal ein ſolches Thier im Blick geſehen, ſo, daß man an dem Daſeyn deſſelben nicht zweifeln darf.

Als ich mich auf meiner erſten Reiſe, die ich im Jahr 1752. unternahm, um auf dem Parana Bauholz fällen zu laſſen, nahe am Ufer befand, ſchrien die Indianer plötzlich Yaquaru, und als ich hinſahe, erblickte ich ein großes Thier, eben als es ſich vom Ufer ins Waſſer ſtürzte, aber die Zeit war zu kurz, um es mit einem Grad von Genauigkeit beobachten zu können.

Es wird Yaquaru oder Yaquaruigh genannt, welches in der Landesſprache ein Waſſertiger heiſt. Nach der Beſchreibung der Indianer iſt es von der Stärke eines Eſels, und von der Figur eines dicken außerordentlich

dentlich großen Flußwolfs oder einer Fiſchotter, hat ſcharfe Klauen, ſtarke Hauzähne, dicke und kurze Keulen, lange und zottichte Haare und einen langen zugeſpitzten Schwanz.

Die Spanier beſchreiben es etwas verſchieden, und legen ihm einen langen Kopf, eine ſpitzige Wolfsnaſe, und ſteiſe in die Höhe gereckte Ohren bey. Dieſe Verſchiedenheit in der Beſchreibung dieſes Thieres rühret wohl daher, weil es, wenn man es ja einmal ſieht, ſo plötzlich wieder verſchwindet; oder weil es vielleicht gar eine doppelte Gattung deſſelben giebt. Ich halte dieſe letzte Nachricht für die glaubwürdigſte, weil ſie von angeſehenen glaubwürdigen Perſonen herrühret, die mich verſichert haben, ſie hätten dieſen Waſſertiger einigemal geſehen. Man trifft ihn immer am Fluſſe auf dem Ufer liegend an, von welchem er bey dem geringſten Geräuſch ins Waſſer ſpringt.

Dem Rindvieh, das am Parana geht, iſt er ſehr gefährlich, denn es gehen alle Jahre zahlreiche Heerden an dieſem Fluſſe vorüber, und mehrentheils trägt es ſich zu, daß er ein Stück davon ergreift. Er eilt ſodann mit ſeiner Beute in den Fluß hinab, und einige Minuten darauf ſieht man die Eingeweide deſſelben auf dem Waſſer ſchwimmen.

Es hält ſich in den größten Tiefen, beſonders aber in den Waſſerwirbeln auf, die durch den Zuſammenfluß zweyer Ströme gemacht werden, und ſchläft in tiefen an den Ufern befindlichen Hölen.

Häfen des Plataſluſſes.

Die Häfen in dieſem Fluſſe für die Schiffe, ſind Buenos-Ayres, die Kolonie von Sacrament, die Bay von Barragan, der Hafen von Montevideo und Maldonado. Es giebt deren noch viele andere für kleinere

Fahrzeuge; hauptſächlich an den Mündungen der verſchiedenen Flüſſe, die ſich in den Plata ergieſen.

Buenos-Ayres, hat eigentlich keinen Hafen, ſondern nur einen offenen, allen Winden ausgeſetzten Fluß, und dieſes um deſto mehr, da die Schiffe wegen der an der Küſte befindlichen Untiefe genöthiget ſind, drey Meilen vom Lande vor Anker zu gehen. Die Winde, beſonders die, die von Süden wehen, ſind ſehr heftig, und die Schiffe ſind an dieſem Orte gemeiniglich mit Tauen und Ankern, von ungewöhnlicher Stärke verſehen.

Der Hafen von Sacrament iſt etwas beſſer, weil er von der Inſel des heiligen Gabriels und dem höhern Lande gedeckt wird, und die Schiffe am Geſtade ankern können. Dem ungeachtet iſt er zu frey und den Winden zu ſehr ausgeſetzt; außerdem hat er auch einige Klippen und Untiefen, und um mit Sicherheit in denſelben einzulaufen, iſt ein Steuermann unumgänglich nothwendig.

Die Reede von Barragan, welche zwölf Meilen ſüdöſtlich von Buenos-Ayres entfernet iſt, iſt ebenfalls ſehr weit und offen, das Land rings umher niedrig, und Schiffe, die nur etwas beladen ſind, müſſen immer zwey bis drey Meilen vom Ufer entfernt bleiben. Die einzige Bedeckung, die ſie haben, wenn man es ſo nennen kann, ſind einige Dämme unter dem Waſſer, an welchen ſich die Wellen brechen, die aber zu gleicher Zeit für das Ein- und Ausfahren ſehr unbequem ſind, und bey heftigen Stürmen geben ſie wenig Sicherheit, indem ſie die Ankertaue zerreiben und die Schiffe an ſie getrieben werden.

Montevideo iſt der beſte und in der That einzige gute Hafen dieſes Fluſſes. Die Spanier ſcheinen die Wichtigkeit dieſes Ortes zu empfinden, weil ſie außer-

ordent-

ordentliche Sorgfalt auf ſeine Befeſtigung gewendet, und ihn viel feſter als Buenos-Ayres gemacht haben.

Der Eingang dieſes Hafens iſt enge, und läuft durch eine Meerenge, die durch zwey Landſpitzen gemacht wird. Auf der einem Spitze nach Weſten, erhebt ſich ein Berg, der in einer Entfernung von zwölf bis ſechzehn Meilen geſehen werden kann, und von dieſem Berg hat der Ort ſeinen Namen.

Es iſt gefährlich, nahe an die weſtliche Spitze hinzuſegeln, weil ſich daſelbſt viele Klippen unter dem Waſſer befinden. Der Eingang nach Oſten zu iſt tiefer und ſicherer. Ueber der weſtlichen Landſpitze iſt eine vierekte Batterie, die dicht ans Waſſer gebaut iſt. Als ich ſie ſah, beſtand ſie nur aus Steinen und Leimen, ſeit dieſer Zeit iſt ſie aber, wie ich glaube, wieder aus Kalk aufgeführet worden. Der Meerbuſen iſt, von dem Eingange an, mehr als anderthalb Meilen lang, und er ſelbſt mehrentheils rund. Innerhalb deſſelben iſt auf der öſtlichen Seite eine kleine Inſel, die einen Ueberfluß an Kaninchen hat, und auf Spaniſch La Iſla de los Conejos genennet wird. Das Land, das dieſen Meerbuſen umgiebt, iſt ſo ſehr hoch, daß kein Sturm, deren es ſehr große auf dem Fluſſe giebt, dieſen Hafen erreichen kann, weshalb auch das Waſſer immer ſo eben iſt, wie auf einem kleinen See, und für Schiffe vom erſten Ranye iſt es tief genug. Ich habe ein ſolches Schiff, welches ehemals den Generalſtaaten von Holland zugehörte, iezt aber dem Marquis von Caſa in Madrit zuſtändig war, um Ladung an Bord zu bringen, einlaufen ſehen. Er hat einen ebenen leimigen Grund.

Hinter der Batterie liegt die kleine Stadt Montevideo, die den ganzen Theil eines Vorgebürges einnimmt, welches von dem öſtlichen Theile des Meerbuſens gebildet wird. Die Feſtungswerke ſind auf der

nördlichen Seite. Sie ſind regelmäßig nach den neuen Regeln der Kriegsbaukunſt entworfen, und beſtehen aus einer von der See bis wieder zur See, oder von dem äußerſten Ende des Hafens bis an den Fluß gezogenen Linie, die das ganze Vorgebürge einſchließt; ferner aus einem Bollwerke oder Winkel, der in der Mitte der Landſeite gegen über ſtehet und mit Geſchütz wohl verſehen iſt; endlich aus einer ziemlich ſtarken Schanze mit Baraken für die Soldaten, die alle vor den Bomben ſicher ſind. Nach der Stadt zu iſt nur ein einziger Wall, mit einem Graben auf beyden Seiten. Dieſer Ort hat einen Gouverneur und eine Garniſon von vier bis fünfhundert Mann regulärer Truppen.

Die andere Seite des Meerbuſens iſt gar nicht befeſtiget, und der hohe Berg dienet ihm nicht einmal ſo viel als ein Wachtthurm. Wenn dieſer Berg eingenommen wird, ſo dürfte er der Batterie, Stadt und Garniſon, wegen ſeiner Höhe, ungeachtet er von der letztern vier bis fünf Meilen entfernet iſt, ſehr ſchädlich ſeyn.

Der Hafen von Maldonada iſt der letzte. Nach dem nordlichen Eingange des Plata zu iſt er offen, und durch eine kleine Inſul gleiches Namens vor dem Südoſtwinde geſichert. Die Spanier haben hier ein kleines Fort, in welchem ein Detachement Soldaten zur Beſatzung liegt. Weiter weiß ich von dieſem Hafen nichts, weil ich ihn niemals geſehen habe.

Die nordliche Seite des Plataſluſſes iſt ein unebenes Land, hat ſehr hohe Hügel und einige Reihen Berge. Es wird von einer großen Menge von Bächen und Flüſſen durchwäſſert, unter deren letzteren einige ſehr breit ſind. Die größten dieſer Flüſſe, ſind St. Lucie, der Uruguaigh und der Rio Negro (ſchwarze Fluß) der zehn Meilen von ſeiner Mündung in den Uruguaigh fällt. Dieſes Land iſt ſehr fruchtbar, trägt aller-

allerhand Arten Getraide, wenn es bebauet wird, und hat einen Ueberfluß an guten Bauholz; die Flüſſe und Bäche ſind lauter ſüße Waſſer. Die Spanier beſitzen allda eine große Menge Meyerhöfe, aber das Land gegen Norden von Montevideo beſitzen die Unglaubigen Minuanies.

Die Charonas und Garoes, zwey Völkerſchaften dieſer Nation, waren ehedem ſehr zahlreich, ſie ſind aber von den Spaniern gänzlich vertilget worden. In dieſem Gebiete gab es ſonſt eine große Anzahl Rindvieh; und hier vermehret es ſich ſtärker als auf der ſüdlichen Seite des Plataflußes. Es ſind daſelbſt immer große Heerden von Schaaf- und Hornvieh, aber wenig Pferde. In der Nachbarſchaft von Montevideo, wo alle europäiſchen Produkte gut fortkommen, wächſt der Contrayerva in großer Menge.

Das ſpaniſche Gebiete gränzt gegen Norden an den Rio grande, welcher daſſelbe von den portugiſiſchen Kolonien in Braſilien trennet.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung der Beſchreibung des indianiſchen Landes, mit ſeinen Thälern, Bergen, Flüſſen u. ſ. w. — Terra del Fuego — Falklandsinſeln.

In der ſüdlichen Gegend der Stadt Conception, die auf der ſüdlichen Seite des Plataſtroms liegt, iſt der Berg Vivoras oder Otternberg, auf welchem zwey beynahe runde Wälder ſtehen, die durch einen leeren Raum von einander getrennt ſind. Ungefähr vier

Meilen davon nach Süden zu, liegt der Berg Tordillo oder der Schimmelberg, der aus einer großen Anzahl von großen und kleinen Gehölzen beſtehet, deren jedes auf einer mit einem Thal umgebenen Anhöhe liegt. Ihre Bäume ſind von eben der Art, wie die, die in den Gehölzen am Saladillo wachſen.

Das ganze Land iſt eben und niedrig, mit hohen wäßrigen Gras bedeckt und bringet einen Ueberfluß an Armadillen, rothem Wildpret, Straußen und wilden Pferden hervor, und in den Wäldern ſind Löwen und Tiger. Einige Theile dieſer Wälder erſtrecken ſich bis zwey Meilen von der Seeküſte, die ſo außerordentlich niedrig und ſumpfig iſt, daß man nicht vorbey kommen kann, indem der ſumpfige Theil beynahe eine Meile breit, und überaus tief iſt.

Auf der ganzen Strecke vom Saladillo an, bis an die erſten Berge, triſt man weder einen Bach noch Fluß, noch ein anderes als bey Regenzeiten in Seen zuſammengelaufenes Waſſer an, und bey dürrer Witterung fehlt ſo gar dieſes.

Ungefähr funfzehn bis zwanzig Meilen nach Oſt-Süd-Oſten von den Wäldern des Tordillo iſt das große Vorgebürge des heil. Antons, welches von der ſüdlichen Spitze des Plataflusses gebildet wird.

Die Figur dieſes Vorgebürges iſt rund, und keinesweges, wie es in einigen Karten vorgeſtellet iſt, ſpitzig. Es ſteht auf einer Halbinſel, in welche man auf der weſtlichen Seite durch einen breiten ſumpfigen Bach oder See kommen kann, der aus dem Meere oder dem ſalzigen Waſſer des Fluſſes Plata entſteht. Es iſt hauptſächlich ein leimiger Grund mit einigen wenigen Vertiefungen, der im Winter durch viele kleine Bäche gewäſſert wird, die einen ſalzigen Geſchmack haben, im Sommer aber gemeiniglich trocken ſind. Die Viehtriften ſind nicht ſo gut und das Gras nicht ſo

hoch als am Tordillo und Saladillo. Auf der mittägigen Seite des Vorgebürges fließt ein Arm des weſtlichen Oceans hinein, bildet eine Bay, und verliehrt ſich endlich in Seen. Da dieſe Bay noch nicht ergründet worden iſt, ſo weiß man nicht, ob ſie zu einem Hafen dienen kann, indem alle Schiffe aus Furcht vor den großen Sandbänken, Arenas Gordas oder dicker Sand genannt, ſehr weit von dem Vorgebürge abſteuern. Ich bin einen Theil dieſer Seen rings umgangen, und bey den Kanälen vorbeygekommen, durch welche die andern mit der Bay eine Communication haben, aber mit großer Gefahr, nicht allein in den Sümpfen, ſondern noch mehr durch die Tiger umzukommen, die ich an keinem andern Orte ſo zahlreich als hier geſehen habe. An den Ufern dieſer Seen ſind ſehr dicke Wälder von Tala und Hollunderbäume, die der Aufenthalt dieſer grauſamen Thiere ſind, deren vornehmſter Unterhalt in Fiſchen beſtehet.

An der Küſte ſind drey Sandhügel. Der, welcher der See am nächſten iſt, iſt ſehr hoch und locker und bewegt ſich von den Winden, in der Entfernung ſieht er aus wie ein Berg. Der nächſte iſt ungefähr eine halbe Meile von dem vorigen entfernt und nicht ſo hoch. Der dritte iſt noch entfernter, außerordentlich niedrig und ſchmal, indem der Sand kaum zwey Fuß hoch iſt. Das Land zwiſchen dieſen Sandhügeln iſt unfruchtbar und trägt faſt gar kein Gras. Dieſe Halbinſel hat einen Ueberfluß an wilden Pferden, die, wie man glaubt, aus den benachbarten Landen dahin gekommen ſind, und den Weg nicht wieder haben zurückfinden können; dieſer Umſtand verurſacht, daß die indianiſchen Jäger ſich beſtändig hieher begeben. Dieſe kleine Landſchaft wird von den Spaniern der Rincon (oder Winkel) von Tuyu genennet, weil das

angrenzende Land, welches ſich mehr als vierzig Meilen gen Weſten erſtreckt, Tuyu heißt. Tuyu bedeutet in der indianiſchen Sprache, Leimen oder Thon, woraus der Boden dieſes ganzen Landes beſtehet, und ſüdwärts zehn Meilen lang bis an die erſten Berge fortläufet. Die vorerwehnten Sandhügel erſtrecken ſich ſüdlich drey Meilen lang bis an das Kap Lobos, haben auf der weſtlichen Seite über zwey Meilen breites niedriges ſumfiges Land, welches von da wo das höherere Land von Tuyu anfängt, das iſt, nicht gar zu weit von den Wäldern des Tordillo, längs der Küſte fortläuft. In dieſem Lande giebt es eine große Menge kleiner Hügel, welche ſich nach Oſten und Weſten, ungefähr drey Meilen lang auseinander dehnen. Sie ſind mehrentheils doppelt und am Fuße eines jeden iſt ein See von einer, zwey auch manchmal drey engliſchen Meilen in der Länge. Die merkwürdigſten unter dieſen Seen, ſind der Bravo, der Palantalen, Lobos, Cerrillos und ſ. w. Dieſe Hügel bilden mehrentheils hohe Ufer längſt den Seen, und letztere, ohne einen Zufluß von einem Bache, Fluß oder einer Quelle zu erhalten, haben ſelten Mangel an Waſſer, ausgenommen in ſehr dürren Jahrszeiten. Die Spanier nennen ſie Cerillos (oder kleine Hügel) und es giebt deren welche ſo gar auf dem andern Ufer des Saladillo.

Zu gewiſſen Jahrszeiten wimmelt dieſes Land von einer unglaublichen Anzahl wilder Pferde, und deswegen verſammeln ſich die Tehuelhets, Chechehets und zuweilen alle Stämme der Puelchen und Moluchen allhier, um ſich einen Vorrath davon anzuſchaffen. Sie zerſtreuen ihre kleinen beweglichen Häuſer über die vorgedachten kleinen Hügel, und jagen ſo lange, bis ſie eine hinlängliche Anzahl zu haben glauben, und ein jeder kehret ſodann wieder in ſeine Heimath zurück.

An der Seeküſte und beynahe dicht an den groſ-ſen Sandhügeln, liegt ein großer See, Mar Chiquito oder das kleine Meer genannt. Er iſt ungefähr fünf Meilen vom Vorgebürge Lobos entfernt und etwa eben ſo lang, aber nicht über zwey bis drey Meilen breit. Er iſt ſalzig, und hat mittelſt eines durch die Sand-hügel laufenden Fluſſes Gemeinſchaft mit dem Ocean. Es ſind auch noch drey oder vier kleine Flüſſe, die auf der nördlichen Seite der Berge Vuulcan und Tandil entſpringen; ſie verurſachen, indem ſie quer über die Ebene von Weſten nach Oſten gehen, einige Sümpfe oder Moräſte, und ergießen ſich endlich in dieſen See. Dieſe Flüſſe haben ſüßes Waſſer und führen einige Bagres und eine Menge von den oben beſchriebenen Fiſchottern; der größte unter ihnen kömmt vom Tan-dil herab und endiget ſich in der nördlichen Spitze des großen Sees.

In der nördlichen Gegend dieſer Flüſſe wird der Boden zuſehends beſſer, das Gras ſteht hoch und grün, und dieſes dauert fort bis an den Fuß der Ge-bürge. Wälder giebt es aber daſelbſt nicht, auch nicht einmal einzelne Bäume. Weil das Land ſehr platt und gleichſam nach der Schnure gezogen iſt, ſo kann man an hellen Tagen die Berge, die eben nicht ſehr hoch ſind, in einer Entfernung von zwanzig Meilen ſehr deutlich ſehen.

Dieſe Berge ſind keine fortlaufenden Bergketten, ſondern viele Berge oder einzelne Bergreihen, zwi-ſchen welchen lange anmuthige Thäler liegen, die die Gemeinſchaft derſelben unterbrechen. Sie fangen un-gefähr ſechs Meilen weit von der Seeküſte an ſich zu erheben, und erſtrecken ſich wohl auf vierzig Meilen nach Weſten zu. Sie ſteigen faſt ſenkrecht von der Ebene empor, und ſind bis auf zehn Yärds vom Gi-

pfel mit Gras bedeckt, und von hier an liegen eine große Menge Steine auf eine ſolche Art über einander, daß ſie gleichſam eine Mauer bilden, die den Berg bis auf die eine Seite, welche nur nach und nach abhängig wird, ganz einſchließt. Der abhängige Theil iſt in Hügel und Thäler mit kleinen Bächen zertheilt, die ſich in dem Grunde mit einander vereinigen, und einen gemeinſchaftlichen Strom bilden. Oben auf dem Berge iſt eine Strecke Landes, mit allerhand Felſen, Hölen und Hügeln, mit tiefen Bächen, die unter den Riſſen der kleinern Hügel fortfließen; es giebt hier auch kleine Wälder von einem niedrigen dornigen Baum, der zum Brennen ſehr gut iſt. Dieſe Abwechſelung der Landſchaft erſtreckt ſich zwey bis drey Meilen in die Länge und hier und dort eine Meile in die Breite, die manchmal, inſonderheit an der Seite des allmähligen Abhanges, mehr beträgt. Am Fuße dieſer Berge entſpringen eine Menge Quellen, welche in die Thäler hinab rieſeln, und zu Bächen werden. Die Pfade, auf welchen man den Berg hinan ſteigt, ſind ſehr ſchlecht und auſſerordentlich ſchmal. Dieſe verdämmen die Indianer, um die in Tuyu gefangenen wilden Pferde und dergleichen einzuſperren, die ſie auf dem Gipfel jagen, von welchen ſie nicht weiter, als bis zu dieſen Durchgängen, die leicht zu verrammeln ſind, kommen können.

Zwiſchen dieſen Bergen iſt ein ungefähr zwey bis drey Meilen breiter Raum, deſſen Land gerade und eben, mit einigen wenigen Erhöhungen, die von Bächen benetzet werden, verſehen iſt. Dieſe Bäche flieſſen bald mitten durch dieſe Anhöhen, bald um dieſelbe herum, und entſtehen aus den Quellen, die von den Bergen herabkommen. Dieſe Thäler ſind ſehr fruchtbar, haben ein tiefes ſchwarzes Erdreich, ohne den

geringſten Leimen, und ſind allenthalben mit ſo ſchönen Gras überzogen, daß das daſelbſt weidende Hornvieh in ſehr kurzer Zeit fett wird. Sie ſind meiſtens auf der einem Seite von den Bergen oder von einigen hohen Hügeln, die ſich in der Mitte empor heben, ſtark eingeſchloſſen; gegen Norden oder Nordweſten aber mehrentheils offen, und von den Anhöhen hat man eine anmuthige und reizende Ausſicht eine weite Strecke ins Land hinein, indem alle die eingeſchloſſenen Thäler zwiſchen den Bergen höher liegen, als das ebene Land gen Norden. Ich kenne kein einziges Land in dem Gebiete von Buenos-Ayres, das verbeſſerungsfähiger wäre, als dieſes. Der Mangel guten Holzes um Häuſer zu bauen, iſt die einzige Unbequemlichkeit, der es unterworfen iſt, welcher aber dennoch binnen wenig Jahren und mit einer geringen Beſchwerlichkeit abgeholfen werden könnte, beſonders, da genug Materialien zur Aufbauung ſolcher Häuſer vorhanden ſind, die zwar nur mit Rohr gedeckte Dächer haben, und kurz dauern, aber ſo lange, bis man beſſere bauen kann, immer gut genug ſind.

Die kleinen Flüſſe oder Bäche, die von den Bergen kommen, fallen in Seen, unter welchen manche mehr als eine Meile lang ſind. Es giebt einen ſolchen See, von eyförmiger Figur, der von einem Berge zum andern ausgedehnet und bey windigem Wetter ſehr ſtürmiſch iſt. Noch ein anderer See, Cabrillos genannt, iſt wie eine 7 geſtaltet, und ſo lang, aber nicht ſo breit, wie der vorige. Auf dieſem See giebt es viele Enten von verſchiedenen Arten und Farben, deren einige ſo groß ſind wie Gänſe und auf einem Ende deſſelben ſahe ich deren ſo viele, daß ich für der groſſen Anzahl das Waſſer, ungeachtet es breit war, nicht unterſcheiden konnte. Auf einer Seite dieſes Sees

ſind

ſind Hügel und auf der andern ein hoher abgebroche- ner Damm. An dem einen Ende deſſelben fällt ein kleiner Fluß hinein, der von den Bergen kömmt, und der, weil er keinen unmittelbaren Kanal hat, wodurch er abgeführet werden könnte, unter der Erde fortläuft und in der Entfernung von einer Meile zwiſchen dem See und dem Geſtade des Meeres hervor bricht.

Der Theil der Berge, welcher nach Oſten zu, und der See am nächſten liegt, wird von den Spaniern durch eine irrige Auslegung oder Verfälſchung des in- dianiſchen Namens Vuulcan oder Voolcan, Vulcan ge- nannt. Denn es iſt derſelbe eine weite Oeffnung nach Süden zu, und Vuulcan bedeutet in der moluchiſchen Sprache eine Oeffnung. Volkane giebt es hier nicht, und gleichwohl ſcheint das ſpaniſche Wort das Daſeyn ſolcher Berge in dieſer Gegend in ſich zu enthalten. Der mittlere Theil heißt Tandil, von einem Berge dieſes Namens, der höher iſt als alle übrigen. Die letzte Spitze dieſer Bergkette gegen Weſten heißt Cayru.

Auf der öſtlichen Seite des Vuulcan nach der See zu, iſt das Land ungefähr zwey Meilen lang uneben, hernach wird es flach und hat Bäche und überwäſſerte Plätze. Es giebt hier ſowohl auf dem bergigen als niedrigen Lande einige dicke und faſt undurchdringliche Wälder, in welchen ein großer Theil der kleinen dor- nigen Bäume, die auf den Bergen wachſen, und eine Menge Hollunderbäume ſtehen, die hier ſehr ſtark und zu einer Höhe von ſechs bis ſieben Yärds empor wach- ſen. Die Frucht iſt wie die unſrige, aber wegen ih- rer durch eine angenehme Süßigkeit gemäßigten Säure, ſehr gut zu eſſen. In andern nördlichen Ländern, als in Buenos-Ayres, Cordova u. ſ. w. hat die Frucht einen bittern und ekeln Geſchmack, und die

Bäume wachſen nicht ſo hoch. An der Seeküſte, etwa drey Meilen von der See, iſt eine Anhöhe, die längs dem Geſtade ungefähr vier Meilen lang fortläuft, auſſerordentlich fruchtbar iſt, und reiche Triften hat, wo das Hornvieh ſehr fett wird.

Am Geſtade ſind in dieſer Gegend zwey kleine runde Hügel, Cerros de los Lobos, oder die Hügel der Seewölfe genannt. Das Geſtade ſelbſt beſteht aus hohen Klippen und großen Steinen. Es giebt hier zahlreiche Heerden von Seewölfen und Seelöwen, ſo wie ſie in Lord Anſons Reiſe beſchrieben werden, die auf den Klippen ſchlafen, und ihre Jungen in den großen Hölen derſelben ſaugen. In den Wäldern halten ſich viele Löwen, aber wenig Tiger auf.

Tiefer nach Süden hin hat die Küſte viele Meilen bis an die Mündung des rothen Fluſſes oder des erſten Deſaguadero, ſenkrechte Ufer, von einer ſo erſtaunlichen Höhe, daß man ſich entſetzt, wenn man ſich dem Rande derſelben nahet, ſie endigen ſich aber in niedrige Sandbänke. Längſt dieſer ganzen Küſte ſind viele kleine Bäche und Flüſſe, die, nachdem ſie die Ebenen von den vorhergedachten Bergen herab durchkreuzet haben, in den Ocean fallen.

Das Land zwiſchen den erſten Bergen und dem Berge Caſuhati iſt eben und offen, und die Indianer brauchen gemeiniglich, wann ſie keine Zelte mit ſich führen, vier Tage zur Durchreiſe. Die Chechehets, wenn ſie nach dem rothen Fluß reiſen, gehen geraden Weges vom Vuulcan näher nach der Seeküſte, dann zwiſchen dem Caſuhati und der See ungefähr funfzehn Meilen nach der öſtlichen Seite dieſes Berges, und eben ſo weit von der See nach Weſten, und dieſes thun ſie, um eine ungeheure Sandwüſte, Huecuvu Mapu, oder das Teufelsland zu vermeiden, wo ſie mit ihren Familien überſchüttet werden würden,

wenn

wenn während ihrer Durchreiſe durch daſſelbe, ein Wind entſtünde.

Der Caſuhati iſt der Anfang einer langen Kette von Bergen, die eine Art von Dreyeck bildet, wovon er ſelbſt einen Winkel ausmacht, und von hier an erſtreckt ſich die eine Seite des Dreyecks bis zum Cordillera in Chili, die andere aber endiget ſich in der magelloniſchen Straße, jedoch ſo, daß ſie hier und da durch Thäler und fortlaufende Bergketten, die ſich in vielen Krümmungen von Norden nach Süden dehnen, unterbrochen werden. Die Seite, welche der Caſuhati bildet, iſt bey weitem die höchſte. Aus dem Mittelpunkte einiger niedrigen Hügel erhebt ſich ein hoher Berg, der ſo hoch als der Cordillera und beſtändig mit Schnee bedeckt iſt, und es geſchieht ſehr ſelten, daß ein Indianer auf den Gipfel deſſelben kömmt. Von dieſem hohen Berge hat dieſer ganze Theil ſeinen Namen erhalten; denn Caſu bedeutet in der Puelchiſchen Sprache einen Hügel oder Berg und hati hoch. Die Moluchen nennen ihn Vuta Calel oder die große Maſſe. Aus der ſüdlichen Seite dieſes Berges brechen einige Bäche und Ströme hervor, die tiefe mit Weidenbäumen bedeckte Ufer haben, deren ſich die Indianer zur Aufbewahrung ihres Hornviehes als Umzäunungen bedienen. Wenn ſie weiter nach Süden hinkommen, vereinigen ſie ſich zu einem kleinen Fluß, der nach Südoſten läuft, und ſich in den Hueyque Leuru oder den kleinen Fluß Sauces, in einiger Entfernung von ſeiner Mündung ergießt.

Die Hügel des Caſuhati haben nach einer Ausdehnung von ungefähr drey bis vier Meilen nach Weſten, eine etwa drey hundert Yärds weite Oeffnung, wodurch diejenigen zu gehen genöthiget ſind, die dieſen und nicht jenen Weg zwiſchen dem Caſuhati und dem rothen

Fluſſe nehmen. Sie heißt Guamini und hat auf beyden Seiten ſteile Hügel. Das ganze an dieſe Hügel angrenzende Land iſt frey und anmuthig und reich an Viehweiden. Weil die guten Verzäunungen, die die Hügel und Bäche für das Vieh verſchaffen, uud die weſtlichen Ebenen an Wildpret einen Ueberfluß haben, ſo werden ſie von Indianern verſchiedener Nationen bewohnet, die nach dem Verhältniß ihrer Stärke dergeſtalt abwechſeln, daß immer die ſchwächſten den Ort zu verlaſſen genöthigt ſind.

Auf der weſtlichen Seite des weitläuftigen Landes Tuyu bis an die dem Caſuhati gegen über liegenden Wälder hinab, iſt das Land der Divihats, welches gen Süden an dieſe Wälder, gen Norden an die Taluhets und an das Gebiet von Cordova und gen Weſten an die Pehuenches grenzt. Der gegen Morgen liegende Theil dieſes Landes iſt ein offenes weites Feld, mit weniger Waldung oder jungem anfliegenden Gehölze, das aber an manchen Gegenden durch große Regengüſſe und durch das Austreten vieler großen Seen öfters überſchwemmt wird. Einige dieſer letzten, die in der weſtlichen und ſüdlichen Gegend dieſes Landes liegen, bringen ein feines kryſtallartiges Salz, wie das aus dem See St. Lucar hervor. Die Spanier thun jährlich eine Reiſe nach dieſen Seen, mit einer Bedeckung von Soldaten, um ſie und ihr Hornvieh gegen die Anfälle der Indianer zu vertheidigen, und beladen zwey bis drey Karren mit dieſer ſo nöthigen Materie. Die Entfernung dieſer Salzſeen von Buenos-Ayres beträgt ungefähr hundert und funfzig Meilen. Sie ſind ſehr lang und breit, und manche derſelben in einer beträchtlichen Weite mit Gehölze eingefaßt. Ihre Ufer ſind von dem Salze ganz weiß, und dieſes bedarf keiner andern Zubereitung, als daß man es an die Sonne legt und trocknet.

Weiter nach Weſten hin iſt ein Fluß mit ſehr hohen und ſteilen Ufern, weshalb er von den Spaniern Rio de las Barancas, oder der Uferfluß genannt wird. Die Indianer heißen ihn Hueyque Leuru, oder Sauces d. i. Weidenfluß, weil dergleichen Bäume an ſeinen Ufern wachſen. Dieſer Fluß iſt von beträchtlicher Größe, aber in Vergleichung mit dem rothen und ſchwarzen Fluſſe, doch nur klein. — Er iſt mehrentheils ſeicht, ſo, daß man durchwaden kann, zuweilen wächſt er aber doch vom Regen oder geſchmolzenen Schnee ſehr hoch an. Er entſtehet auf dem ebenen Lande zwiſchen den Bergen von Achala, Yacanto und dem erſten Deſaguadero oder rothen Fluſſe, aus einer großen Anzahl von Bächen, die auf dieſem Berge entſpringen, und nimmt ſeinen Lauf von da nach Süden und Südoſten, bis er zwölf bis vierzehn Meilen weit nach der öſtlichen Seite des Caſuhati fortfließt, und in den Ocean fällt, nachdem er ſich zuvor mit einem andern kleinen Fluſſe, der von dem Caſuhati herab kömmt, vereiniget hat.

Das Vorgeben der Indianer aber, als wenn ſich dieſer Fluß nicht unmittelbar in das Meer, ſondern in den rothen Fluß, in einer geringen Entfernung von ſeiner Mündung ergieße, kömmt mir ſehr zweifelhaſt vor. Dieſes ganze Land, beſonders der öſtliche Theil, welcher am nächſten an Tuyu und die Gebürge grenzt, iſt reichlich mit wilden Pferden verſehen.

Das Land zwiſchen dem Hueyque Leuru und dem rothen Fluſſe iſt beynahe eben ſo beſchaffen, nur daß es eine große Menge von Seen und Moräſten mit untermiſchten Wäldern hat.

Der erſte Deſaguadero oder rothe Fluß iſt einer der breiteſten Flüſſe, die durch dieſes Land gehen. Er

erhält ſeine Entſtehung von Bächen, die aus der weſtlichen Seite des Cordillera, beynahe in der Höhe von Chuapa, der nördlichſten Stadt in Chili, hervor brechen, und in ſeinem faſt geraden Laufe von Norden nach Süden verſchlingt er, auſſer einer ungeheuren Maſſe geſchmolzenen Schnees, alle Flüſſe, die von dieſer Seite der Cordilleras herab kommen; erreicht, innerhalb ungefähr zehn Meilen, mit einem tiefen und reißenden Strome St. Juan und Mendoza, bey welcher letztern Stadt er den großen Fluß Tunueya und einen andern, Portilio genannt, der ſich mit dieſem vereiniget, aufnimmt, und bald darauf von den Seen von Guanacache verſchlungen wird.

Dieſe Seen ſind wegen der großen Menge Forellen, die in denſelben gefangen werden, noch mehr aber dadurch berühmt, daß ſie einen ſo großen Fluß in ihrem Buſen begraben; denn hier ſcheint er zu endigen, indem er ſich in die Bäche und Moräſte vertheilt. Aber in einer Entfernung von wenig Meilen bricht er wieder in einer ungeheuern Anzahl von kleinen Flüſſen hervor, die ſich zuſammen vereinigen, und einen gemeinſchaftlichen Fluß bilden, der von den Picunches, entweder wegen der großen Menge kleiner Flüſſe, aus welchen er beſteht, oder wegen ſeiner Breite, Huaranca Leuru, das iſt, tauſend Flüſſe, genannt wird. Endlich wird er immer breiter und ſeichter, bis er ſich in das Meer ergießt. Die Pehuenches nennen dieſen Fluß wegen ſeiner rothfärbigen Ufer Cum Leuru, oder den rothen Fluß.

Die Indianer u. a. gehen im Winter, wenn der Boden hart gefroren iſt, ohne die geringſte Unbequemlichkeit über die Moräſte; aber wenn von der Sonnenhitze der Schnee auf den Cordilleras ſchmilzt, ſo wächſt der Deſaguadero ſo hoch an, daß er Seen und

Bayerische Staatsbibliothek München

Moräſte überſchwemmet, und niemand weder über dieſe, noch über den rothen Fluß kommen kann, auſſer diejenigen, die gut ſchwimmen können; eine Geſchicklichkeit, die die Pehuenches und Picunches nicht beſitzen.

Dieſer Fluß richtet ſeinen Lauf von da, wo er ſich mit den kleinen Flüſſen vereiniget, nach Südoſten, bis er ſich dem zweyten Deſaguadero oder ſchwarzen Fluſſe in der Entfernung einer Tagreiſe nähert; alsdenn wendet er ſich wieder ungefähr funfzig Meilen weit nach Oſten, in die Nachbarſchaft des Caſuhati. Von da kehret er wieder gen Südoſten, und behält dieſe Richtung, bis er ſich in die See ergießt. Die Mündung dieſes Fluſſes macht eine weite Bay oder Oeffnung, die aber von vielen Schlamm und Sandbänken verſtopft und deswegen ſeicht iſt.

In dieſem Jahrhunderte gieng einmal ein ſpaniſches Schiff an der Mündung dieſes Fluſſes in der Bay Anegada zu Grunde. Die Mannſchaft deſſelben rettete ſich auf ein Boot, ruderte auf dem Fluſſe fort, und kam zu Mendoza an. Im Jahr 1734. oder um dieſe Zeit, waren die Maſten und ein Theil des Laſtſchiffes noch übrig, und wurden von den Spaniern geſehen, die zu dieſer Zeit unter dem Feldmarſchall Don Juan de Samartin, der mir dieſes als ein Augenzeuge erzählet hat, eine Streiferey ins Land unternahmen. Der Lauf dieſes Fluſſes iſt alſo auſſer allem Zweifel richtig beſtimmt.

Die Tehuelhets am ſchwarzen Fluſſe und die Huilliches gehen, auf ihrer Reiſe nach dem Caſuhati, an den zwey Stellen über dieſen Fluß, wo er ſich nach Oſten und Südoſten wendet. Er mag wohl an dieſen Uebergängen ungefähr hundert und funfzig Yärds breit, aber

aber nicht ſo tief ſeyn, daß man nicht ſollte durchwaden können, auſſer wenn er durch Regen und geſchmolzenen Schnee in die Höhe getrieben wird. Alsdann iſt er ſo tief, daß keine Weiber mit den Zelten, ſondern nur Männer die mit ihren Pferden ſchwimmen, hindurch kommen können. Die Chechehets paßiren ihn auf ihren Reiſen zwiſchen ihrem eigenen und den ſpaniſchen Gebieten, nahe an der Mündung.

Das Land zwiſchen dieſem und dem Fluſſe Sanquel, der ſich in den zweyten Deſaguadero ergießt, iſt dergeſtalt voller Moräſte, und Wälder von jenem dornigen, dicken und rauhen Schilfrohr, das in der Sprache der Pehuenches Sanquel genannt wird, daß man nirgend wo, als dicht an den Cordilleras und bey dem Urſprung des Fluſſes, oder da, wo er auf dieſem Gebürge entſpringt, hindurch kommen kann.

Zwölf Meilen von dem Caſuhati nach Weſten und ungefähr ſechs bis acht Meilen von dem Guamini, fließt der vorgedachte Huenque Leuru. Der Weg zu dieſem Fluſſe geht über Hügel, Thäler, ſteinige Berge und durch viele Wälder. Dieſe letzten ſind ſo auſſerordentlich dick, daß man nur auf zwey geraden Fußpfaden, die nach dem Colorado oder rothem Fluß führen, und wovon ſich der eine in Weſten endiget, der andere aber nach Norden drehet, hindurch kommen kann. Die Wälder ſelbſt erſtrecken ſich über zwanzig Meilen nach der nördlichen Gegend des Colorado; gen Süden dehnen ſie ſich bis an den zweyten Deſaguadero, wo ſie aber etwas ſchmäler werden, und nach Weſten ſtoßen ſie an den Fluß Sanquel, wo ihre Breite ſehr abnimmt. Ungefähr fünf bis ſechs Meilen nach der weſtlichen Gegend des Fluſſes Huenque iſt mitten im Walde ein großer Salzteich, und etwa fünf bis ſechs Meilen weiter, noch ein zweyter. Es

giebt auch noch zwey andere, wovon der eine nach Süden, der andere nach Norden liegt. Sie enthalten einen Ueberfluß an vortrefflichem reinen Salze, womit ſich die Indianer, wenn ſie hieher kommen, reichlich verſehen. Es iſt auch noch ein anderer ſehr groſſer Salzteich nicht weit von der Seeküſte, zwiſchen dem erſten und zweyten Deſaguadero.

Auf der Reiſe von dem Hueyque Leuru bis an den erſten Deſaguadero oder rothen Strom bringt man vier, zuweilen auch fünf Tage zu, wenn man Zelte mit ſich führet; in der Gegend, wo dieſer Fluß ſich nach Süden neiget, muß man durch dicke niedrige Wälder. Von da geht man immer nach Weſten an den Ufern dieſes Fluſſes hin, und läßt die Wälder in Norden liegen; nach fünf bis ſechs Tagen gelanget man an den Platz, wo er aus Norden kömmt, und ſich nach Oſten zu ſchlängelt, und dieſes iſt der Uebergang. Wenn man nach einer langen Tagereiſe gerade nach Süden über ein felſiges mit Wäldern beſchwertes Land, wo man ſich nicht aufhalten kann, gekommen iſt, ſo ſieht man von Hügeln, die ſehr hoch ſind, den ſchwarzen Fluß oder zweyten Deſaguadero durch ein tiefes breites Thal fließen, welches auf beyden Seiten des Fluſſes ungefähr zwey Meilen breit iſt.

Dieſer Fluß, der größte in ganz Patagonien, ergießt ſich in den weſtlichen Ocean, und iſt unter verſchiedenen Namen bekannt. Er heißt der zweyte Deſaguadero oder zweyte Kanal; der Deſaguadero von Nahuelhuapi oder Kanal von Nahuelhuapi; die Spanier nennen ihn den großen Sauces oder Weidenfluß; einige Indianer Cholehechel; von den Puelchen wird er Leuru Camo, oder, durch eine Verwandlung ſeines beſondern Namens in den allgemeinen, der Fluß, endlich von den Huillichen und Pehuenchen

Cuſu

Cuſu Leuru, das iſt, Rio negro oder der ſchwarze Fluß genannt. Da, wo er von dem erſten nach dem zweyten Deſaguadero kreuzet, heißt er Colehechel.

Die eigentliche Quelle dieſes Fluſſes weiß man nicht genau, man muthmaßet aber, daß er nicht weit von dem Urſprunge des Fluſſes Sanquel entſpringe. Er wird von einer großen Menge Bäche und kleiner Flüſſe gebildet, fließet ungeſehen unter hohen zerriſſenen Klippen fort, und wird von einem ſehr engen und tiefen Kanal eingeſchloſſen, bis er ſich endlich nicht weit über Valdivia, aber auf der andern Seite der Cordilleras, als einen ſehr breiten, tiefen und reiſſenden Strom zu zeigen anfängt. In einer geringen Entfernung von ſeiner erſten Erſcheinung vermiſcht er ſich mit vielen Flüſſen, von welchen einige lang ſind, von den Cordilleras herab kommen, und mehrentheils an der nördlichen Seite hinein fallen.

Ein Tehuel oder ſüdlicher Cacike beſchrieb mir deren wohl ſechzehn auf meinem Tiſche, und nennete mir ihre Namen. Weil ich aber keine Schreibematerialien bey der Hand hatte, ſo konnte ich ſie nicht aufzeichnen, und habe ſie ſeitdem wieder vergeſſen. Er fügte auch hinzu, daß er keine Stelle in dem Fluſſe wüßte, die ſogar vor dem Einfluſſe eines von den kleinern nicht breit und tief wäre. Sein Urſprung war ihm nicht bekannt, ſondern er ſagte nur, er käme aus Norden. Er war der Bruder des alten Caciken Cagapol, ſchien älter als ſiebzig Jahre zu ſeyn, und hatte ſeine ganze Lebenszeit an den Ufern dieſes Fluſſes zugebracht.

Unter dieſen Flüſſen, welche ſich auf der nördlichen Seite des ſchwarzen Fluſſes in denſelben ergießen, iſt ein langer breiter und tiefer, der aus einem großen See entſpringt, der beynahe zwölf Meilen lang, faſt rund iſt, und Huechum Larquen oder der Grenzſee ge-

nannt wird. Dieſer See iſt etwa zwey Tagreiſen von Valdivia entfernt, und entſtehet aus Bächen, Quellen und Flüſſen, die von den Cordilleras herab kommen.

Auſſer dieſem Fluſſe, den dieſer See nach Oſten und Süden ſendet, und der einen Theil des großen Fluſſes ausmacht, ſoll noch ein anderer aus ihm hervor kommen, der nach Weſten gehen und bey Valdivia eine Communication mit der Südſee haben ſoll; weil ich aber dieſes Vorgeben nicht genug unterſuchet habe, ſo kann ich auch die Wahrheit deſſelben nicht bekräſtigen.

Gen Norden iſt noch ein ſchmaler Fluß, der höher hinauf am Fuße der Cordilleras entſpringt, und das Land von Nordweſten nach Südoſten durchkreuzet. Er fällt ungefähr anderthalb Tagreiſen von der öſtlichen Grenze von Huichin, dem Lande des Caciken Cagapol in den Deſaguadero. Er heißt Pichi Picuntu Leuru, das iſt, der kleine nördliche Fluß, um ihn von dem Sanquel, der ebenfalls in den Deſaguadero fällt, zu unterſcheiden, denn dieſe beyden Flüſſe werden von den Indianern die nördlichen Flüſſe genannt. Die Mündung dieſes und des Sanquelfluſſes ſind vier bis fünf Tagreiſen von einander entfernt.

Der Fluß Sanquel iſt einer der breiteſten Flüſſe dieſes Landes, und kann als ein anderer Deſaguadero oder Kanal der Schneegebürge der Cordilleras angeſehen werden. Er kömmt ſehr fern aus Norden, ſtrömt zwiſchen den Bergen unter tiefen Brüchen und Abgründen fort, und wird den ganzen Weg hindurch von den vielen Bächen vergrößert, die ſich mit ihm vereinigen. Er kömmt zum erſtenmal an dem Orte zum Vorſchein, der Diamante d. i. Diamant genennet wird, und von dieſem Orte haben ihm die Spanier den Namen Rio del Diamante gegeben. Eine kleine Strecke von ſeinem Ausfluſſe erhält er einen be-

trächtlichen Zuwachs von Bächen, die von dem Fuße der Cordilleras nach Norden gehen, und tiefer unten nach Süden zu, ergießt ſich ſo gar der Fluß Lolgen in ihn. Sein Strom iſt breit und reißend, ſelbſt da, wo er zuerſt zum Vorſchein kömmt; er wächſt von den vielen Bächen und Quellen an, die ihm von den Bergen und dem ſehr naſſen Lande, das er dreyhundert Meilen weit durchſtrömt, zufließen, indem er beynahe in gerader Linie von Norden nach Süd gen Oſten läuft, bis er durch eine ſehr weite und offene Mündung in den zweyten Deſaguadero oder ſchwarzen Fluß fällt.

Bey dem Zuſammenfluſſe dieſer zwey Ströme iſt ein großer Waſſerwirbel, über welchen jedoch die Indianer mit ihren Pferden ſchwimmen können. Der Sanquel hat allenthalben, beſonders aber da, wo er größer wird, einen heftigen Lauf. An ſeinem Ufer ſtehen Schilf und hohe Weidenbäume.

Auf der ſüdlichen Seite fallen nur zwey Flüſſe von einiger Beträchtlichkeit in den großen oder zweyten Deſaguadero. Einer heißt Lime Leuru bey den Indianern, und bey den Spaniern Deſaguadero, oder der Kanal von Nahuelhuaupi oder Nauwolwapi. Das Volk von Chili giebt dem ganz großen Fluſſe dieſen Namen, wiewohl aus Unwiſſenheit, weil es einige ſeiner Aerme nicht kennt, unter welchen ſich auch der Lime Leuru befindet, der nicht ſo groß, als der Sanquel, und ſo gar kleiner iſt, als eben dieſer Hauptarm bey ſeinem Ausbruche auf den Cordilleras.

Dieſer Fluß kömmt faſt ganz nördlich mit einem großen und reiſſenden Strome aus dem See von Nahuelhuaupi, läuft durch Thäler und Moräſte, ſetzt ſeinen Lauf ungefähr dreyßig Meilen lang fort, und nimmt von den benachbarten Hügeln, vor welchen er vorbey kömmt, eine Menge Bäche auf, bis er ſich endlich in den zweyten Deſaguadero, etwas tiefer als

jene, die aus dem Huechum Larquen oder Grenzſee kommen, ergieẞt. Die Indianer nennen ihn deswegen Lime Leuru, weil die Thäler und Moräſte, durch die er fließt, voller Blutigel ſind, die in der Sprache der Huilliches Lime genennet werden; daher heißt das Land Lime Mapu das Land der Blutigel und das Volk Lime Che, das Volk der Blutigel.

Der See von Nahuelhuaupi iſt einer der größten, die von den Waſſern der Cordilleras gebildet werden, und nach der Erzählung chiliſcher Mißionarien, beynahe funfzig Meilen lang. Auf der einem Seite deſſelben iſt nahe am Ufer eine kleine, niedrige Inſel Nahuelhuaupi oder die Tigerinſel genannt. Nahuel bedeutet nemlich einen Tiger, und Huaupi eine Inſel. Er liegt auf einer weiten Ebene, und iſt mit Hügeln, Klippen und Bergen umgeben, von welchen er viele Bäche, Quellen und geſchmolzenen Schnee empfängt. Auf der ſüdlichen Seite fällt ein kleiner Fluß hinein, der aus dem Lande der Chenos kömmt, das auf dem feſten Lande, Chiloe gegen über, liegt.

Der andere Fluß, der von Süden in den zweyten Deſaguadero fällt, iſt nur klein, und heißt bey den Indianern Machi Leuru, oder der Fluß der Zauberer, aber warum? weiß ich nicht. Er kömmt aus dem Lande der Huillichen, läuft von Süden gen Norden und ergießt ſich ein wenig tiefer, als der Lime Leuru, in dieſen Fluß.

Von hier an nimmt der zweyte Deſaguadero ſeinen Lauf nach Oſten, macht, wenn er nach dem Colehechel kömmt, eine kleine Krümmung, wo er ſich dem erſten Deſaguadero, der alsdenn nur zehn bis zwölf Meilen von ihm entfernt iſt, nähert; dann krümmt er ſich wieder niederwärts nach Südoſten zu, bis er in den Ocean fällt.

Eine kleine Strecke unter dieſer Krümmung macht er einen großen Umſchweif oder Zirkel, der eine Halbinſel bildet. Der Hals derſelben iſt ungefähr drey Meilen weit und die Halbinſel ſelbſt, die beynahe völlig rund iſt, etwa ſechs Meilen drüber. Sie wird die Umzäunung der Tehuelhets oder Tehuel-Malal genennet. Auf beyden Seiten dieſes Fluſſes an der Halbinſel hin, liegen hohe Hügel und Berge, aber ſo weit von dem Fluſſe entfernt, daß man an vielen Stellen zwiſchen beyden drey bis vier Meilen breite Ebenen, die reiche Viehtriften haben und niemals beſäet werden, antrift; an manchen Stellen kommen auch die Hügel dem Fluſſe näher. Die Ufer ſind mit Weidenbäumen bedeckt, es liegen auch hier und da kleine Inſeln in dem Fluſſe zerſtreut, unter welchen diejenige mit die größte iſt, die in dem Lande des Caciken Cagopol liegt, und auf welcher dieſes Oberhaupt und ſeine Vaſallen ihre Pferde verwahren, damit ſie ihnen nicht von den Pehuenches geſtohlen werden. Ich habe noch von keinem Falle oder einer Untiefe in dieſem Fluſſe gehört. Er iſt ſehr reiſſend und die Fluth ſteigt auſſerordentlich hoch, wenn das Regenwaſſer und aller geſchmolzener Schnee von der weſtlichen Seite der Cordilleras herabläuft, die, da ſie eine Bergkette von ſiebenhundert und zwanzig Meilen lang ausmacht, vom fünf und dreyßigſten bis zum vier und vierzigſten Grad ſüdlicher Breite reicht. Dieſe Anſchwellung des Fluſſes geſchieht ſo plötzlich, daß er, ob man ihn gleich eine große Strecke weit an die Klippen ſchlagen und brauſen hört, dennoch den indianiſchen Weibern und Männern kaum ſo viel Zeit übrig läßt, als erſtern, ihre Zelte niederzureiſſen und ihre Geräthſchaften fortzutragen, und letztern, ihre Heerden auf die Berge zu treiben, nöthig iſt. Die große Fluth verurſachet zuweilen vieles Unglück; das ganze Thal iſt überſchwemmt, und

Zelte, Vieh und manchmal Weiber und Kinder werden in den ungeheuern wütenden Strom hinabgeriſſen.

Die Mündung dieſes Fluſſes an der atlantiſchen See, iſt, wie ich glaube, noch nie recht unterſucht worden. Sie heißt Bay ſans Fond, oder die grundloſe Bay, entweder wegen ihrer Tiefe, oder, nach einiger Meinung, wegen ihrer Untiefe; ich weiß es nicht, aber ich ſollte eher denken, wegen des erſtern. Denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß ein Fluß, der ſo reiſſend iſt, und von dem Fuße der Cordilleras einen Weg von bey nahe dreyhundert Meilen zwiſchen Klippen und Steinen zurücklegt, eine große Menge Sandes mit ſich hinabführen, oder, geſchähe es ja, daß ſich dieſer Sand, der Gewalt eines ſo reiſſenden Stroms ungeachtet, an ſeiner Mündung feſt ſetzen ſollte. Die Spanier nennen dieſe Mündung die Bay St. Matthias, und ſetzen ſie auf den vierzigſten Grad 42 Min. ſüdlicher Breite, ob ſie gleich auf Herrn d'Anvilles Karte zwey Grade weiter von der Linie entfernt liegt. Ich kann nicht glauben, daß die Entlegenheit des erſten Deſaguadero von dem zweyten ſo groß iſt. Alle Indianer behaupten, daß dieſe beyden Flüſſe in keiner weiten Entfernung von einander in die See fallen. Aus dieſem Grunde habe ich auf meiner Karte das Mittel zwiſchen beyden Entfernungen angenommen.

Auf einer im Jahr 1746. zur Unterſuchung der Seeküſte und ſ. w. zwiſchen dem Platafluß und der Magellaniſchen Straße geſchehenen Unternehmung, wurde die Mündung dieſes Fluſſes nicht mit unterſucht, ob gleich der Schiffskapitän beordert war, zu dieſer Unterſuchung beſondere Veranſtaltungen zu treffen; denn er verſäumte es, eine Nachricht davon zu geben, als er in die Breite derſelben gekommen war. Dieſes Verfahren begründete er damit: daß er lediglich beordert worden wäre, „einen Hafen zu entdecken, wo eine

„Kolo-

„Kolonie entweder in der Nähe oder nicht gar zu weit „von der Mündung der Straße, zur Unterſtützung der „nach der Südſee gehenden Schiffe, angeleget werden „könnte; daß er, vom Hafen Gallegos an, die ganze „Küſte beobachtet, aber keine einzige Stelle habe fin„den können, die nicht einen unfruchtbaren Boden, „Mangel an den gewöhnlichſten Bedürfniſſen von Holz „und Waſſer gehabt hätte, und alſo zu Anlegung ei„ner ſolchen Kolonie im geringſten geſchickt geweſen „wäre; daß er alles gethan habe, was hinlänglich ge„weſen wäre, den König von Spanien zu beruhigen, „welcher auf die thörichten Verſuche einer gewiſſen nord„lichen Nation eiferſüchtig ſey, die dahin giengen, ſich „in einem Lande feſtzuſetzen, wo ſo viele Menſchen, als „hier zurückgelaſſen worden, hätten umkommen müſ„ſen; daß die Bay ohne Grund zu weit von dem Vor„gebürge Horn entfernt ſey, als daß man ſie mit in „den Zirkel ſeiner Inſtruktion hätte ziehen können; „daß ſein Vorrath von friſchem Waſſer kaum ſo lange „gedauert hätte, bis er in den Plataſtrom eingelaufen, „und daß er nicht einmal gewiß geweſen wäre, ob er im „Stande ſeyn würde, weiter als bis an die Mündung „des Sauces zu kommen.

Eine Kolonie an der Mündung dieſes Fluſſes würde für die Schiffe, die nach der Südſee ſegeln, viel bequemer ſeyn, als die zu Buenos-Ayres, wo ſie wegen der widrigen Winde vierzehn Tage bis vier Wochen lang warten müſſen, ehe ſie auslaufen können, und am Ende doch wohl nicht im Stande ſind, über die ſeichten Stellen zu kommen, wenn nicht zum Glück das Waſſer hoch iſt; und nach allen dieſem geht immer eine Woche hin, ehe man bis in die Bay ohne Grund kömmt, binnen welcher Zeit ein Schiff, das von dort aus läuft, ſchon um das Kap Horn geſegelt und in die Südſee eingelaufen wäre.

Wenn eine Nation darauf verfiel, dieſes Land zu bevölkern, ſo würde dieſes für die Spanier die Urſache einer beſtändigen Unruhe ſeyn. Denn von hier aus können Schiffe in die Südſee geſchickt, und ihre Seehäfen zerſtöret werden, ehe noch ein ſolcher Entwurf oder ein ſolches Vorhaben in Spanien oder ſo gar in Buenos-Ayres bekannt würde. Ferner würde man einen kürzern Weg entdecken können, indem man mit großen Booten den Fluß hinauf bis nach Valdivia ruderte. Viele Indianer an dieſem Fluſſe, die tapferſten unter allen, würden ſich ſelbſt blos wegen des Beutemachens als Soldaten einſchreiben laſſen, und auf dieſe Art die beträchtliche Garniſon zu Valdivia aufgehoben werden. Eine gewiſſe Folge davon wäre alsdann die Einnahme von Valparaiſo, einer viel ſchwächern Feſtung; und der Beſitz dieſer beyden Plätze würde endlich die Eroberung des fruchtbaren Königreichs Chili nach ſich ziehen.

Der Plan zur Anlegung einer Kolonie kann hier viel füglicher als auf den maluiniſchen Inſeln oder an den Häfen Deſire und San Julian ausgeführet werden, weil man hier einen Ueberfluß an Holz und Waſſer, und ein gutes zum Feldbau tüchtiges Land hat, das ſeine Bewohner zu erhalten im Stande iſt. Man hätte auch ſehr große Bequemlichkeiten, wenn man ſich auf der Halbinſel, die Umzäunung der Tehuelhets genannt, niederlaſſen wollte: denn außerdem, daß ſie von dem breiten und reiſſenden Strom, der einen natürlichen Wallgraben bildet, beſchützet wird, hat ſie ein achtzehn Meilen langes ſehr fruchtbares Erdreich, das mit reichen Viehtriften, einer Menge Haaſen, Kaninchen, wilden Vögeln, rothen Wildprets und dergleichen verſehen iſt, und kann aus dem Fluſſe mit allerhand Arten von Fiſchen überflüßig verſorgt werden.

Die Bemerkung, daß die Koloniſten auf der Stelle für einen ſehr geringen Aufwand mit Kühen, Pferden u. d. verſehen werden können, iſt von Wichtigkeit. Man könnte daſelbſt auch einen Handel mit den Indianern errichten, welche für himmelblau gefärbte Glaßknöpfe Cascabells von geſchlagenem Kupfer, breite Schwerter, Lanzenſpitzen und Beile, ihr Hornvieh zum Gebrauch der Kolonie, und ſeine Felle, welche nach Europa geſchickt werden könnten, gern vertauſchten. Es kommen ſo ſelten Schiffe in dieſe Gewäſſer, und alle dieſe Dinge könnten ſo ſtille verrichtet werden, daß der Ort bevölkert und viele Jahre behauptet werden könnte, ehe die Spanier noch davon unterrichtet würden. So hatten ſich, um ein Beyſpiel anzuführen, die Franzoſen auf dieſen ſüdlichen Inſeln ſchon einige Jahre feſtgeſetzt, ohne daß es die europäiſchen Nationen erfuhren.

Außer noch einer gewiſſen Art Bäume, die die Indianer für heilig halten, und nie verbrennen, tragen die Wälder in dieſer Gegend alle vorherbeſchriebene Gattungen von Bäumen. Dieſer Baum giebt ein Gummi, das in ſeiner Haltung und Farbe dem gelben Wachs gleicht. Wenn es auf Kohlen gelegt wird, giebt es einen ſehr wohlriechenden Geruch von ſich; aber mit den bey uns gebräuchlichen Apothekergummis hat es keine Aehnlichkeit. Ich habe dieſen Baum nie geſehen, aber die Eingebohrnen des Landes benachrichtigten mich, daß er nur klein ſey. Ich habe eine geringe Quantität von dieſem Gummi gehabt, woraus man, wenn es mit Wachs vermiſcht wird, Lichter ziehen kann.

Die ganze Seeküſte iſt ungefähr zwanzig Meilen weit auf der ſüdlichen Seite des zweyten Deſaguadero, ein dürres unfruchtbares Land, das keine Vieh-

weide hat, und außer einigen wenigen Guanacoes, die zuweilen von den benachbarten Gebürgen nach Weſten gehen, weder von Menſchen noch Thieren bewohnt wird. Einen großen Theil des Jahres hindurch giebt es daſelbſt kein Waſſer; das, was nach gefallenem ſtarken Regen auf den Lachen ſtehen bleibt, iſt alles, was man davon antrifft. Zu dieſer Zeit begeben ſich die Indianer nach dieſem Lande, um ihre Toden zu begraben, die Gräber zu beſuchen, und bey der St. Julians Bay oder an der Seeküſte Salz zu ſammlen. Hier und da liegen einige ſteinige Hügel umher zerſtreut, auf welchen am Hafen Deſire ein Metallerzt von Kupferart gefunden worden iſt.

Auf der im Jahr 1746. gemachten Reiſe entdeckte man keinen einzigen Fluß auf dieſer ganzen Küſte, ungeachtet die Spanier und Mißionarien allenthalben, beſonders in den auf den alten Karten befindlichen Häfen, an das Land traten, und dieſelben rings umgiengen. Dies überzeugte ſie von dem gehabten Irthum, welcher wahrſcheinlich aus dem ſtarken Anſchlagen oder Ablaufen des Waſſers an niedrigen Stellen entſtanden war. Den Fluß Camarones habe ich ſo, wie er auf Herrn D'Anvilles Karte mit drey Mündungen am Ende der Bay St. Georg (und nicht in der Bay Camerones, wie ich ihn auf den ältern Karten geſehen habe) befindlich iſt, angegeben; ich muß aber dabey anmerken, daß wir auf der oben gedachten Reiſe keinen ſolchen Fluß entdeckten, ob wir gleich in dieſe weite Bay hineinliefen. Die Entfernung, in welcher das Schiff vom Ufer lag, mochte vielleicht zu groß ſeyn, als daß wir ſichere Beobachtungen hätten anſtellen können. Gewiß iſt es, daß die Indianer von einem Fluſſe in dem Lande Chulilaw ſprechen, ich konnte inzwiſchen nicht entdecken, wo er herkam, oder ſich endigte, oder ob er nicht vielleicht,

da

da er klein iſt, in dieſen Wüſten verſchlungen werde, welches auch viel andern großen Flüſſen, die auf der Karte ſtehen, wiederfährt.

Die Spanier traten in der Löwenbay an das Ufer, fanden aber keinen Fluß. In der Bay Camarones war außer vielen überaus großen Klippen, die wie eine Stadt unter Waſſer ausſehen, nichts Merkwürdiges. Der Grund dieſer Bay war bey niedrigem Waſſer ſo ſeichte, daß die Fregatte auf die Klippen zu ſtehen kam und genöthiget war, die Fluth abzuwarten, um wieder auslaufen zu können. In der Gallegosbay giengen ſie gleichfalls ans Ufer, wurden aber wieder an Bord gerufen, ehe ſie noch gehörig unterſuchen konnten, ob hier ein Fluß anzutreffen ſey, oder nicht.

Das Gebiet der Tehuelhets und anderer patagoniſchen Nationen grenzt an die weſtlichen Theile dieſes unbewohnten Landes, und zu Folge der Nachricht einiger Spanier, die ich aus der indianiſchen Gefangenſchaft befreyte, und unter welchen einer ſieben Jahre in dieſem Lande geweſen war, beſtehet dieſer ganze Theil aus Thälern, die von niedrigen Bergketten eingeſchloſſen ſind, und von Quellen und Bächen durchwäſſert werden, die ſich in Teichen oder naſſen Plätzen, die im Sommer austrocknen, verlieren. In dieſer Jahrszeit begeben ſich viele von den Einwohnern, mit ihren Weibern, Familien und ihrer ganzen Habſeligkeit an den zweyten Deſaguadero, ja einige gehen ſo gar bis an den Caſuhati, Vuulcan und Tandil.

Dieſe Thäler ſind reich an Viehtriften, und haben einige kleine Gehölze, die zum Brennen genutzt werden. Es giebt eine Menge Guancoen in dieſem Lande, und in einigen Gegenden deſſelben machen die Einwohner ihre Zelte aus den Häuten dieſer Thiere; es halten ſich auch viele Antas daſelbſt auf, deſſen Felle die

Tehuel-

Tehuelhets den andern Puelchen verhandeln, die daraus ihre Harniſche machen.

Der Anta iſt eine Art Hirſch, aber ohne Geweihe. Er iſt von der Größe eines großen Eſels, der Kopf ſehr lang und zugeſpitzt, mit einer kleinen Schnauze; ſein Körper iſt ſehr ſtark und die Schultern und Schenkelknochen breit, lang und ſtärker als beym Hirſch; ſeine Hufe ſind, wie bey dieſem, geſpalten, wiewohl etwas breiter; ſein Schwanz iſt eben ſo kurz wie beym Rothwildpret. Er beſitzt eine bewundernswürdige Stärke, er iſt im Stande, ein paar Pferde nach ſich zu ſchleppen, da doch ein Pferd mehr nicht als eine Kuh oder einen Ochſen ziehen kann. Wenn es verfolgt wird, öffnet es ſich den Weg mitten durch die dickſten Wälder und Gebüſche, indem es alles, was ſich ihm entgegen ſetzt, niederreißt. Ich weiß nicht ob man jemal Verſuche angeſtellet hat, dieſes Thier zahm zu machen; unterdeſſen iſt es auf keine Weiſe wild und thut außer den Chacras und Anpflanzungen ſonſt nirgends Schaden; ſeiner Stärke wegen würde es ſehr brauchbar ſeyn, wenn man es zur Arbeit gewöhnen könnte.

Es giebt in dieſem Lande keine wilden Pferde, aber die zahmen, die hier gezogen werden, übertreffen an Schönheit und Stärke alle ſüdamerikaniſchen Pferde. Sie ſtehen, ohne irgend eine andere Fütterung zu erhalten, als das, was ſie am Wege aufleſen, lange Reiſen aus, und an Muth und Schnelligkeit werden ſie von keinen andern überwunden. Man trifft auch hier eine große Menge kleines Wildpret an, von welchen die Indianer, die ſehr volkreich ſind, einen großen Theil ihres Unterhalts beſtreiten. Es werden auch beträchtliche Quantitäten von abendländiſchen Bezoar, nicht allein in dem Magen der Guanicoes und Vicunias, ſondern auch im Anta gefunden, ob gleich das letztere etwas gröber iſt, als das von den beyden erſtern. —

Wenn

Wenn es in einer ſtarken Doſis gegeben wird, befördert es heftige Schweiſe. Ich habe faſt immer gefunden, daß ein Quentchen oder zwey Skrupel davon, in etwas eingenommen, bey Herzensangſt, Ohnmachten und dergleichen Erleichterung und ſchnelle Hülfe verſchafft hat, wiewohl es ſicherer iſt, wenn man die Doſis ſtärker macht.

In vielen Fällen fand ich es vorzüglicher, als unſere Schaalenpulver und mineraliſche Arzneymittel. Ich habe einige ſolcher Steine gehabt, wovon jeder achtzehn Unzen wog.

Es giebt viele Gattungen von Geflügel, als Tauben, Turteltauben, Enten, Faſane, Rebhühner, und dergleichen, die ſehr nutzbar ſind, aber von den Indianern weder geachtet noch gebraucht werden, desgleichen Raubvögel, als Adler, Geyer, Sperber, Habichte, Eulen und Falken. Löwen und Tiger giebt es aber ſo weit nach Süden zu nicht, außer auf den Cordilleras.

Das Land der Huillichen, welches dem Tehuel Mapu gegen über und gen Süden an Valdivia liegt, iſt nach der Beſchreibung der Mißionarien, ein ſehr armes Land, das an allen erſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel hat, und in der That hat es eben die Bewandniß mit der Seeküſte von Chili an, bis an die magellaniſche Straße, die an der Küſte wohnenden Völker leben hauptſächlich von Fiſchen, ſie unterſcheiden ſich durch die Namen Chanos, Poy-yus und Key-yus. Von beyden letztern Völkern verſchaffen ſich diejenigen, die tiefer im Lande wohnen, ihre Nahrung durch die Jagd, ſie ſind auch ſehr behende, und von Jugend auf zu dieſer Beſchäfftigung gewöhnt. Nach Chiloe wird ein groſſer Theil von Lebensmitteln für die Mißionarien und die ſpaniſche Garniſon, von Valdivia und andern chiliſchen Seehafen abgeſchickt.

Auf dieſer Inſel iſt eine kleine Stadt oder vielmehr ein Dorf, Caſtro genannt, in welchem ein ſpaniſcher Kapitain, oder abgeordneter Guverneur wohnt.

Die Gebürge von Huilliches ſind viel niedriger, als die gegen Norden, ſo daß man in jeder Jahrszeit darüber hingehen kann; außerdem haben ſie noch viele Oeffnungen. Sie ſind gut mit Holz, ſo gar Zimmerholz, verſehen. Es giebt hier eine gewiſſe Gattung Bäume, die dieſem Lande ganz allein eigen ſind, und von den Indianern Lahual, von den Spaniern aber Alerce genennet wird. Sie iſt mir nicht genau genug beſchrieben worden, ich halte ſie aber für eine Art weißer Tanne: das merkwürdigſte an dieſem Baume iſt, daß er, weil ſein Stamm von Natur mit geraden Linien vom Wipfel bis zur Wurzel bezeichnet iſt, ganz bequem in Breter geſchnitten werden kann, ſo daß, wenn er mit Keilen an dieſen Linien auseinander geſpalten wird, dieſe Breter ziemlich ſtark, beſſer und glätter werden, als wenn ſie geſägt worden wären. Dieſe Bäume ſollen, wie man mir geſagt hat, ſehr dick ſeyn, aber das Maas ihres gewöhnlichen Durchmeſſers kann ich nicht beſtimmen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Pflanzen und Saamen von dieſem Baume, wenn man ſie nach England brächte, wo das Klima eben ſo kalt iſt, als in den Ländern, wo er wächſt, daſelbſt gut fortkommen würden; und man iſt der Meinung, daß dieſes Zimmerholz unter allen, ſo wohl in Anſehung der Schönheit, als Dauer, das ſchätzbarſte ſey. Es wird hier nicht unſchicklich ſeyn, anzumerken, daß eine große Menge von dieſem Holze, Fichtenbäumen und dergleichen, in breiten Flößen, auf den Flüſſen Nahuelthuapi, Sanquel und Lolgen, nach dem großen Fluſſe Sauces und von da nach der Bay San Matthias zum Schiffs- und Hausbau herabgeſchafft werden könnte.

Die Huillichen haben auch eine Art Tobak, der, wenn er faſt grün iſt, gequetſcht und in kurze dicke cylindriſche Rollen zuſammen gerollet wird. Er ſieht dunkelgrün aus, und hat, wenn man ihn raucht, einen ſtarken unangenehmen Geruch, der etwas von dem Geruche des Virginientobacks verſchieden iſt; er iſt ſehr ſtark und macht bald trunken, ſo daß, wenn man die Pfeife aus einer Hand in die andere herum gehen läßt, und jeder nur einen Zug thut, die Sinne verwirret werden, im Fall man damit nur eine Zeitlang fortfährt.

Das Land derjenigen Tehuelhets, die näher und dicht an der Straße wohnen, als die Sehuau-Cunnees und Yacana-Cunnees iſt eben ſo beſchaffen, wie das Land der andern Tehuelhets. Mitten im Lande ſind einige hohe Wälder und ein kleines Geſträuche, das eine unſern Weinbeeren ſehr ähnliche aber hitzigere Frucht trägt, ſie ſind gut zu eſſen und dem Klima ſehr angemeſſen.

Die Terra del Fuego beſteht aus einer großen Menge Inſeln. Die gegen Weſten ſind klein und niedrig, voller Moräſte und Sümpfe; und weil ſie oft vom Waſſer bedeckt ſind, meiſtentheils unbewohnbar, die Inſeln gen Oſten aber ſind größer und höher, voller Berge und Wälder, und werden von den Indianern Yacana-Cunnees genannt, bewohnet, die beſtändig eine Gemeinſchaft mit den Franzoſen und Spaniern gehabt haben, die von den maluiniſchen Inſeln herkamen, Holz zu holen. Ich kann nicht ſagen, ob es auf dieſen großen Inſeln, außer dem wilden Geflügel, noch Wildpret giebt, man hat aber Urſache, zu glauben, daß die Indianer, die hier wohnen, nicht blos allein von Fiſchen leben, da dieſelben den Winter hindurch ſchwer zu fangen ſind.

In dem Jahre 1765 oder 1766 (in welchem von beyden iſt mir nicht erinnerlich) wurde ein für Peru mit Kaufmannswaaren beladenes ſpaniſches Schiff ans Ufer getrieben und ſcheiterte an der Inſel del Fuego, ungefähr vierzehn Meilen, wie man muthmaſete, von der Mündung der Straße. Die Schiffsmannſchaft rettete ſich und baute ſelbſt ein Schiff, das groß genug war, ſie ſammt ihrem Vorrath nach Buenos-Ayres zu bringen. Hier berichteten ſie dem Gouverneur, Don Petro de Cevallos, daß die Indianer, die auf dieſer Inſel wohnten, ſehr leutſelig und gaſtfrey wären, ihnen geholfen hätten viele hohe Bäume, die ſie zur Aufbauung ihres Schiffs gefället, hinabzuſchaffen, und ſonſt allenthalben thätig an Hand gegangen wären. Daß ſie ſich ihrer Seits ebenfalls mit ihren Schiffsladungen gegen die Indianer freygebig erwieſen hätten, welche Dinge von gröſtem Werthe, als Seide, Atlas und andere gewebte ſeidene Zeuge am wenigſten geachtet und auf grobes wollenes Tuch, um ſich warm zu halten, weit begieriger geweſen wären; daß ſie zuerſt in großer Anzahl mit Waffen, Bogen und Pfeilen hinab gekommen, und das Verlangen, freundſchaftlich und friedlich mit uns umgehen zu können, durch die Niederlegung ihrer Waffen, Beugung ihres Leibes, durch Springen und Streicheln oder Klopfen ihres Bauches zu erkennen gegeben hätten. Der Guverneur ſandte dieſe Nachricht an den ſpaniſchen Hof, und ſchlug die Anlegung einer Kolonie auf dieſer Inſel vor, weil aber Frankreich damals dem ſpaniſchen Hofe anlag, ihm die maluiniſchen Inſeln abzukaufen, ſo wurden die weiſen Abſichten des Guverneurs vereitelt, und er ſelbſt in ſein Vaterland zurück berufen.

Tancu, Cacike von Yacana-Cunnee, erzählte mir, daß ſie ſich einer Art Flöſe bedienten, womit ſie durch die Straße führen, und Gemeinſchaft mit denen

von

von ihrer Nation unterhielten; woraus erhellet, daß dieſe Gegend, Holz, Waſſer und einen guten Boden hat, und daß, wenn man nur einen erträglichen Hafen daſelbſt finden könnte, ſie zu Errichtung einer Kolonie und Deckung des Durchgangs nach der Südſee, viel bequemer ſeyn würde, als die Falklandinſeln.

Die maluiniſchen oder Falklandsinſeln ſind zahlreich; einige ſind außerordentlich klein, aber zwey davon ſehr groß. Was ich von ihnen erzähle, gründet ſich auf Nachrichten, die mir theils von vielen ſpaniſchen Officieren, welche hieher geſchickt waren, um dieſes Land von den Franzoſen im Beſitz zu nehmen, und ſowohl die Spanier von Buenos-Ayres hieher zu transportiren, als auch die franzöſiſchen Einwohner fortzuſchaffen, theils von einem franzöſiſchen Konſtabel ertheilet worden ſind, welcher mit mir von dem Plataſluſſe nach dem Hafen von Cadix ſeegelte, und einige Jahre auf dieſen Inſeln gewohnet hatte. Alle dieſe Perſonen waren unverwerfliche Zeugen.

Dieſe Inſeln ſind ſo niedrig und ſumpfig, daß man nach einem Regen nicht im Stande iſt, einen Schritt zu thun, ohne bis an die Knie in den Koth zu ſinken. Die Häuſer ſind von Erde aufgebaut und wegen der außerordentlichen Feuchtigkeit inwendig ganz mit Moos überzogen, und wegen Mangel an Brennmaterialien können keine Ziegeln und Backſteine gebrannt werden. Die Koloniſten haben verſchiedene Arten von Getraide, als Korn, Gerſte, Erbſen, Bohnen, und dergleichen ausgeſäet, aber der Boden iſt ſo unfruchtbar, daß alles ins Graß und Stroh wächſt, und nichts eingeerndtet werden kann. Die Franzoſen haben mit aller ihrer Induſtrie weiter nichts als eine kleine Quantität Salat hervorbringen können, und zwangen dieſes durch den Dünger, den ſie von allem ihren Vieh, Kühen,

hen, Schweinen und Pferden ſammelten. Die einheimiſchen Thiere dieſer Inſeln ſind einzig und allein magellaniſche Gänſe und Trappen (penguins und bustards) und unter beyden ſind die letztern nur allein eßbar. Sie geben aber keine ſonderliche Speiſe; man ſchoß ſie, und ſie wurden ſo ſcheu, daß ſie rar zu werden anfiengen. Man fängt auch einige Fiſche, aber in keiner mit dem Bedürfniſſe der Einwohner verhältnismäſigen Menge.

Die Armuth dieſes Landes iſt ſo groß, daß der ſpaniſche Guverneur zu Buenos-Ayres genöthiget war, alle drey oder vier Monate, zur Erhaltung des Volks und der Garniſon, Schiffe dahin zu ſenden, ohne für dieſen Aufwand die geringſte Schadloshaltung zu empfangen; und ob gleich lebendige Schweine, Kühe und Pferde dahin geſchafft werden, ſo iſt doch das Land ſo kalt, ſo feucht, und an trocknen Bedeckungen ſo unfruchtbar, daß ſie ſich nie vermehren; und dieſe Laſt wird nicht eher aufhören, als bis dieſe Kolonie ganz aufgehoben wird. Es giebt weder Holz noch ſonſt etwas, das zum Brennen diente, außer einem niedrigen Geſträuche, das einigermaſen unſerm Ginſter gleich kömmt, und auch dieſes nur in geringer Menge; die Einwohner ſind um deswillen genöthiget, kleine Schiffe nach Terra del Fuego zu ſenden, um Holz daſelbſt zu holen. Waſſer iſt beynahe das einzige, was dieſes Land an Nothwendigkeiten hervorbringt, wenn man dieſem noch die Bequemlichkeit eines guten Hafens beyfügt, der inzwiſchen der Abſicht nicht zu entſprechen ſcheinet, aus welcher dieſe Kolonie angeleget worden iſt; denn da der Hafen Solidad nach Norden oder Nordoſten zu offen ſteht, ſo kann ein Schiff nicht eher in denſelben einlaufen, als bis es Wind aus dieſer Gegend bekömmt. Schwerlich wird auch ein Schiff, da ein ſolcher Wind zur Fahrt um das Vorgebürge Horn der günſtigſte iſt, hier ankern, und den günſtigen Wind, der es nach der

Südſee treiben würde, entbehren wollen, um ſich an einem Orte aufzuhalten, wo es ſich mit keinem andern Proviant als Waſſer verſehen kann, und wo es, wenn es wieder auslaufen will, erſt auf einen widrigen Wind lauern, und, um das Kap Horn zu ſeegeln, einen Nordoſtwind abpaſſen muß.

Während des letzten Krieges ſchickten die Franzoſen Volk auf dieſe Inſeln, zur Bedeckung eines Hafens für ihre von Oſtindien aus der Südſee kommenden Schiffe, die um den engliſchen Seekapern zu entwiſchen damal dieſen Weg nahmen; nach geendigtem Kriege aber, als man dieſer elenden Kolonie und ſo vieler Koſten, die nunmehr weiter keinen Vortheil erwarten ließen, müde ward, beſchloß man, ſie zu verlaſſen. Indeſſen wünſchten ſie doch, ihr daſelbſt aufgewandtes Geld, wo möglich, wieder zu gewinnen, und ſchilderten dem ſpaniſchen Hofe dieſe ihre neuen Beſitzthümer mit ſo vortheilhaften Farben, daß ſich der König von Spanien erklärte, für die Abtretung dieſer Inſeln an Spanien, fünfmal hundert tauſend Thaler (nach einigen 800000 und nach andern gar eine Million) zu bezahlen, wovon der König von Frankreich einen Theil, und der Eigenthümer, Herr von Bougainville, den Reſt deſſelben nebſt der Erlaubniß erhielt, einige Schiffsladungen an Waaren, die man von dieſem Gelde zu Rio Janeiro aufgekauft hatte, wieder zu Buenos-Ayres verkaufen zu dürfen. Alles dieſes ſtellte der Kapitän einer ſpaniſchen Fregatte dem jetzigen Guverneur von Buenos-Ayres in Gegenwart des Herrn von Bougainville mit großer Freymüthigkeit vor, beklagte ſich, daß man den König von Spanien durch Kunſtgriffe hintergangen habe, und erklärte, daß kein zum Empfang dieſer Inſeln Bevollmächtigter ohne Verletzung der ſeinem Herrn ſchuldigen Treue oder ſeiner Pflichten als Chriſt, die Ueberlieferung dieſer In-

ſeln annehmen könnte, ehe und bevor er dem ſpaniſchen Hofe von dieſen Umſtänden Nachricht gegeben hätte, indem es ganz klar ſey, daß er bey dieſem Handel gröblich hintergangen worden wäre. Herr von Bougainville hielt es nicht für ſchicklich, dieſem Officier zu widerſprechen, der noch außerdem, daß er ein ganz unverwerflicher Augenzeuge geweſen war, ſeine Nachricht, wenn es nöthig geweſen wäre, durch die Zeugniſſe von hundert Menſchen hätte unterſtützen können, die kurz zuvor mit dem Tranſport der franzöſiſchen Einwohner hier angekommen waren.

Die Spanier ſchifften unter ihren neuen Koloniſten zwey Franziſkanermönche und einen Guverneur oder Viceguverneur dahin ab, die, als ſie ihren neuen Wohnplatz betrachteten, von Schmerz überwältiget wurden; und der Guverneur, der Obriſte Catani, erklärte bey der Zurückfarth der Schiffe nach Buenos-Ayres mit Thränen in den Augen, daß er diejenigen glücklich ſchätzte, die ein ſo elendes Land verließen, und daß er ſehr vergnügt ſeyn würde, wenn man ihm erlaubte, ſein Amt niederlegen, und nur als ein Kajütenjunge mit nach Buenos-Ayres zurückkehren zu dürfen.

Viertes Kapitel.

Nachricht von den Einwohnern des auf der Karte vorgeſtellten ſüdlichen Theils von Amerika.

Die indianiſchen Nationen, die dieſe Gegenden bewohnen, belegen ſich unter einander ſelbſt mit dem allgemeinen Namen Moluchen und Puelchen.

Die Moluchen ſind bey den Spaniern unter dem Namen Aucaes und Araucanos bekannt.

Der erſte davon iſt ein Schimpfname und Schmähwort, womit aufrühriſche, wilde, ungezähmte Leute oder Straßenräuber belegt werden; denn das Wort Aucani, bedeutet rebelliren, einen Aufruhr erregen, und man bedienet ſich deſſelben ſowohl bey Menſchen als Thieren, z. B. ein wildes Pferd heißt Auca Cahual; Aucatun oder Aucatuln einen Aufruhr erregen.

Sie nennen ſich Moluchen, von dem Worte Molun, Krieg führen, und Moluche bedeutet einen Krieger; ſie ſind über das ganze Land auf der oſt- und weſtlichen Seite der Cordilleras in Chili, von den Grenzen von Peru bis an die magellaniſche Straße ausgebreitet, und werden in verſchiedene Nationen, Picunchen, Pehuenchen und Huillichen eingetheilet.

Die Picunchen ſind die nördlichſten unter dieſen Völkern, und werden ſo genannt von Picun, welches in ihrer Sprache nördlich, und Che, welches Menſchen oder Volk bedeutet. Sie bewohnen die Berge von Coquimbo an bis etwas unter St. Jago in Chili. Dieſes ſind unter allen Moluchen die tapferſten und ſtarkleibigſten, inſonderheit aber die, die auf der weſtlichen Seite der Cordilleras wohnen, worunter die von Penco, Tucapel und Arauco begriffen ſind, von welchen letztern die Spanier irrigerweiſe allen übrigen Indianern den Namen Araucanos beygelegt haben. Diejenigen, welche von den Cordilleras aus oſtwärts wohnen, erſtrecken ſich nicht ganz bis Mendoza hin, und werden von den auf der andern Seite Puelchen, welches Oſten bedeutet, von andern aber, die ſüdwärts liegen, Picunchen genannt. Ich kannte einige von ihren Caciken, welche Tſeucan-Antu, Pilque-Pangi, Caru-Pangi und Caru-Lonco hießen.

Die Pehuenchen grenzen gen Norden an die Picunches und erſtrecken ſich Valdivia gegen über bis zum fünf und dreyßigſten Grad ſüdlicher Breite. Sie leiten ihren Namen von dem Worte Pehuen her, welches ein Fichtenbaum heißt, wovon ihr Land eine große Menge hervor bringt. Da ſie den Picunchen ſüdwärts liegen, ſo werden ſie von dieſen manchmal auch Huillichen oder das ſüdliche Volk, am gewöhnlichſten aber Pehuenchen genannt. Ihre Caciken waren Colopichun, Amolepi, Nonque, Nicolaſsquen, Guenulep, Cuſuhuanque, Col-Nancon, Ayalep und Antucule. Der letzte war ein junger Cacike, mit dem ich ſehr gut bekannt war.

Dieſe zwey Nationen waren ehedem ſehr zahlreich, und in langwierige und blutige Kriege mit den Spaniern verwickelt, die ſie beynahe aus Chili trieben, die Städte des Imperials, Oſorno und Villarica zerſtöreten und zwey ihrer vornehmſten Häupter, Valdivia und Don Martin de Loyola, tödteten; ſie ſind aber jetzt ſo ſehr herunter geſchmolzen, daß ſie nicht im Stande ſind, vier tauſend Mann ins Feld zu ſtellen. Daran ſind gewiſſermaſen ihre öftern Kriege mit den Spaniern in Chili, Mendoza und Buenos-Ayres, mit den Puelchen, ihren Nachbarn, und einigen andern Völkern, ſchuld. Was aber die größte Verwüſtung unter ihnen angerichtet hat, iſt der Brandewein, den ſie von den Spaniern kaufen, und der Pulcu oder Chicha, den ſie ſelbſt machen. Sie verſetzen oder verkaufen öfters ihre Weiber und Kinder den Spaniern für Brandewein, in welchem ſie ſich betrinken, und dann einander ermorden, und ſelten trägt es ſich zu, daß derjenige Theil, welcher bey dergleichen Vorfällen am meiſten gelitten hat, lange auf eine Gelegenheit zur Rache warten muß. Auch die Kinderpocken, die durch die Europäer in dieſes Land gebracht wurden, verurſachten unter

ter ihnen eine größere Verwüſtung als die Peſt, die durch ihren giftigen Einfluß ganze Städte verheeret. Dieſe Krankheit iſt dieſem Volke wegen ſeiner ſtarken Leibesbeſchaffenheit, ſchlechten Nahrung, Mangel an Bedeckung, Arzneyen und nöthiger Wartung viel gefährlicher, als den Spaniern und Negern; ihre nächſten Anverwandten fliehen diejenigen, die dieſe Krankheit befällt, um nicht angeſteckt zu werden, und laſſen ſie vielleicht mitten in einer Wüſte umkommen. Die zahlreiche Nation der Chechehets holte vor ungefähr fünf und vierzig Jahren dieſe anſteckende Krankheit in der Nachbarſchaft von Buenos-Ayres, und zog ſich, in Hoffnung, der Wuth derſelben zu entgehen, durch ungeheure Wüſten in ihr eignes Land, welches ungefähr zweyhundert Meilen weit entfernt war, zurück. Während dieſer Reiſe ließen ſie alle ihre erkrankten Freunde und Anverwandten hinter ſich, verlaſſen und allein, und ein Fell, das ſie ihnen, um ſie gegen den Wind zu ſichern, aufrichteten, und ein Krug mit Waſſer war alles, womit ſie ihnen den letzten Beyſtand leiſteten. Dadurch ſind ſie ſo ſehr herunter gekommen, daß ſie nicht mehr als dreyhundert Mann zählen können, die im Stande ſind, die Waffen zu führen.

Die Huillichen oder ſüdlichen Moluchen erſtrecken ſich von Valdivia an bis an die magellaniſche Straße, ſie werden in vier verſchiedene Stämme oder Völkerſchaften eingetheilt. Der erſte dieſer Stämme dehnet ſich bis an die See von Chiloe und jenſeits des Sees Nahuelhuapi hin, und ſpricht die Chileniſche Sprache. Die Chanos ſind die zweyte Völkerſchaft und wohnen auf und neben den Inſeln von Chiloe; die dritte heißt Poy-Yus oder Peyes, und bewohnet die Seeküſte vom acht und vierzigſten bis zum ein und funfzigſten Grad ſüdlicher Breite und etwas drüber,

und von hier an bis an die Straße geht das Land der vierten Nation, genannt Key=Yus oder Keyes. Die drey letztern ſind unter dem Namen Vuta Huilliches oder große Huilliches bekannt, weil ſie größer ſind, als die erſtern, die deswegen Pichi-Huilliches oder kleine Huilliches genannt werden. Sie ſcheinen ſo gar ein ganz verſchiedenes Volk von jenen zu ſeyn, indem ihre Sprache eine Miſchung der Moluchiſchen und Tehueliſchen Sprache iſt. Die andern Huillichen und die Pehuenchen reden die nämliche Sprache unter einander, und unterſcheiden ſich darinn von den Picunchen, daß ſie ſich ſtatt des R. und D. welche zwey Buchſtaben nicht in ihrem Alphabete ſind, des S. bedienen, und die Picunchen, die kein S. haben, brauchen ſtatt deſſen die Buchſtaben R. und D. und öfters das T. wo die andern das CH ſetzen z. B. Domo für Somo, eine Frau, Huaranca für huaſanca, ein tauſend; vuta für Vucha, groß. Dieſe Völkerſchaften ſind zahlreich, inſonderheit die Vuta-Huilliches. Die Caciken der erſtern oder Pichi-Huillichen waren Puelmann, Painiacal, Tepuanca, die ich geſehen habe, und noch viele andere, deren Namen mir entfallen ſind.

Die Puelchen oder öſtlichen Völker (von den Chiliſchen ſo genannt, weil ſie dieſen gen Oſten wohnen) grenzen weſtwärts an die Moluchen bis an die magellaniſche Straße, die gen Süden ihre Grenze iſt; nach Norden zu ſtoßen ſie an die ſpaniſchen Länder von Mendoza, San Juan, San Louis de la Punta, Cordova und Buenos-Ayres, und gegen Oſten an den Ocean. Wegen Verſchiedenheit der Lage ihrer Länder, oder weil ſie urſprünglich verſchiedene Völker ſind, haben ſie auch verſchiedene Namen. Die gegen Norden heißen Taluhets; weſt- und ſüdwärts von dieſen ſind die Dirihets, nach Südoſten die Chechehets und

an die ſüdliche Grenze dieſer letztern ſtößt das Land der Tehuelhets oder in ihrer eigenen Sprache, Tehuel-Cunny, d. i. ſüdliche Menſchen.

Die Taluhets grenzen gegen Weſten an die Picunches, und wohnen an der öſtlichen Seite des erſtern Deſaguadero, bis hin an die Seen von Guanacache in den Gebieten von St. Juan und St. Louis de la Punta; ſie ſind in kleine Haufen zerſtreuet und bleiben ſelten an einer Stelle. Es befinden ſich auch einige wenige von dieſem Volke in der Gerichtbarkeit von Cordova am vierten, dritten und zweyten Fluſſe; aber der größere Theil derſelben iſt entweder in ihren Kriegen mit den andern Puelchen und den Mocovien zu Grunde gegangen, oder hat ſeine Zuflucht zu den Spaniern genommen. Vormal hielten ſich einige von dieſer Nation in dem Gebiete von Buenos-Ayres an den Flüſſen Lujan und Conchas, und in dem Gebiete von Matanza auf; ſie ſind aber itzt nicht mehr da. Ihre Caciken waren Mugeloop, Alcochoro, Galelian und Mayu.

Der Reſt von dieſer Nation iſt gegenwärtig ſo gering, daß ſie nicht einmal im Stande wäre, zwey hundert ſtreitbare Männer aufzubringen, und in kleinen Trupps Seeräuberkriege zu führen, wenn ihnen von ihren Nachbarn den Picunchen, Pehuenchen und Dirihets nicht Beyſtand geleiſtet würde, und ſo gar mit allen ihren Hülfstruppen können ſie höchſtens nicht mehr als fünf hundert Mann, und auch dieſe nur ſehr ſelten ins Feld ſtellen. Dieſe Nation und die Dirihets ſind den Spaniern unter dem Namen Pampas bekannt.

Die Dirihets grenzen weſtwärts an das Land der Pehuenchen vom fünf und dreyßigſten bis zum acht und

und dreyßigſten Grad ſüdlicher Breite, und breitet ſich längs den Flüſſen Sanquel, Colorado und Hueyque, ungefähr vierzig Meilen weit nach der öſtlichen Seite des Caſuhati, aus. Sie ſind eben ſo unſtät und nicht viel zahlreicher als die Taluhets, indem ſie größtentheils in ihren Verſuchen, die Spanier zu plündern, aufgerieben worden ſind. Zuweilen machen ſie mit den Taluhets, und zu einer andern Zeit wieder mit den Pehuenchen, gemeinſchaftliche Sache, mehrentheils aber thun ſie ihre Streifereyen allein über die Grenzgebürge von Cordova und Buenos-Ayres vom Arecife bis nach Lujan; tödten die Menſchen, führen Weiber und Kinder in die Sklaverey, und treiben das Vieh mit ſich fort. Die Caciken dieſer Nation waren Concalcac, Pichirele, Yahati und Doenoyal.

Dieſe zwey Völker leben hauptſächlich von Pferdefleiſch. Sie jagen dieſelben in kleinen Haufen von dreyßig bis vierzig Mann auf den ungeheuern Ebenen zwiſchen Mendoza und Buenos-Ayres, wo ſie öfters auf ſtarke Trupps Spanier ſtoßen, die zu eben dieſer Abſicht abgeſchickt werden, und die Geſetze der Wiedervergeltung mit noch größerer Grauſamkeit gegen ſie ausüben. Dieſes iſt aber nicht die einzige Gefahr, der ſie ſich ausſetzen. Denn wenn die Tehuelhets oder Chechehets den Caſuhati oder Vuulcan und Tandil erreicht haben, zur Zeit, wenn die Diihets und Taluhets im Begriff ſind, mit ihrer Beute zurückzukehren, ſo werden ſie von dieſen auf ihrem Rückzug beſonders an ſolchen Plätzen überfallen, wo ſie nach langen Märſchen, um ihr Vieh ausruhen zu laſſen, Halt zu machen genöthiget werden; was ſich von ihnen widerſetzt, wird getödtet, das übrige geraubt, und die Beute weggeſchleppt.

Das Land der Chechehets oder des öſtlichen Volks liegt eigentlich zwiſchen dem Fluß Hueyque und dem erſten Deſaguadero oder Colorado, und von da bis an den zweyten Deſaguadero oder ſchwarzen Fluß. Sie wandern aber beſtändig aus, nehmen ihre Wohnungen mit ſich, und trennen ſich aus den nichtigſten Bewegungsgründen, und öfters aus keiner andern Urſache, als wegen ihres natürlichen Hanges zum Herumſchweifen. Ihr Land hat nur einen Ueberfluß an den kleinern Gattungen des Wildprets, als Haaſen, Armodillen, Straußen u. ſ. w. von Guanacoen giebt es aber wenig oder gar nichts. Wenn ſie wegen Mangels an Pferden auf die Berge Tandil und Caſuhati gehen, ſo ſind ſie im Jagen und dergleichen ſo ungeſchickt, daß ſie bey ihrer Zurückkunft niemal ein Stück mitbringen, wofern ſie nicht von ihren Nachbarn, den Tehuelhets, einige bekommen, oder ſo glücklich geweſen ſind, irgend eine Parthey Pehuenchen überfallen zu haben, die gemeiniglich mit einer reichen Beute von Pferden zurückkehren. In einem andern Betracht iſt es ein armes, unſchuldiges und aufrichtiges Volk und ehrlicher als die Moluchen oder Taluhets. Sie ſind ſehr abergläubiſch, Wahrſagungen und Zaubereyen äuſſerſt ergeben, und laſſen ſich leicht betrügen. Im Ganzen genommen, ſind ſie ein hoch aufgewachſenes und beherztes Volk, wie ihre Nachbarn, die Tehuelhets, haben aber eine andere Sprache als dieſe. So leutſelig und demüthig ſie im Frieden ſind, ſo kühn und unternehmend ſind ſie dagegen im Kriege, wie es die Taluhets öfters auf ihre Unkoſten empfunden haben. Gegenwärtig iſt ihre Anzahl durch die Kinderpocken ſehr verringert worden. Ihre Caciken, die ich noch erlebt habe, waren Sejechu und Daychaco.

Die Tehuelhets, die in Europa unter dem Namen der Patagonen bekannt ſind, hat man aus Unwiſſen-

heit ihrer Mundart Tehuelchus genannt: denn Chu bedeutet Land oder Wohnung und keinesweges Volk, welches durch das Wort Het und weiter gen Süden durch Kunny ausgedrückt wird. Die Spanier kennen dieſe und Chechehets unter dem Namen Serranos oder Bergbewohner. Sie ſind in ſehr viele Unterabtheilungen zertheilt, als in die Leuruches oder das Fußvolk und in die Callile-Het oder Bergvolk, unter welchen ſich die Culilau-Cunnys, Sehuau-Cunnys und Yacana-Cunnys befinden. Sie werden insgeſammt, das Fußvolk ausgenommen, von den Moluchen Vucha-Huilliches genannt.

Die Leuruches wohnen an den nördlichen und ſüdlichen Ufern des Negro, oder wie ſie ihn nennen, Cuſu Leuru. Gegen Norden beſitzen ſie ein großes unbewohntes Land, durch welches man wegen der dicken Wälder, Seen und Moräſte, die mit ſtachlichtem, ſcharfen Schilfrohr Sanquel genannt, angefüllt ſind, nicht kommen kann. Daher iſt dieſem Lande alle Kommunikation mit den nordlichen Gegenden abgeſchnitten, und man kann ſonſt nirgends, als weſtwärts an der Seeküſte hin, durchreiſen. Dieſes Volk ſcheint eine Zuſammenſetzung von Tehuelhets und Chechehets zu ſeyn, ſie reden die Sprache der letztern, aber mit einer geringen Untermiſchung aus der Tehueliſchen Sprache. Auf der öſtlichen Seite breiten ſie ſich bis an die Chechehets und Huilliches; gegen Norden grenzen ſie an die Dirihets und gen Süden an die andern Tehuelhets. Wenn ſie um den großen See Hueuchum-Larquen herum gehen, ſo erreichen ſie Valdivia von Huichin aus in ſechs Tagen. Dieſe Nation ſcheint das Haupt der Chechehets und Tehuelhets zu ſeyn, und ihre Caciken Cacapol und ſein Sohn, Cangapol, ſind eine Art kleiner Monarchen über alle die übrigen.

Wenn ſie Kriege ankündigen, ſo ſtoßen gemeiniglich die Chechehets, Tehuelhets und Huilliches und diejenigen Pehuenches zu ihnen, die am meiſten nach Süden zu ein wenig unter Valdivia wohnen.

Ohne dieſe iſt aber ihre Mannſchaft wenig zahlreich, und ſie werden nur mit größter Noth im Stande ſeyn, dreyhundert ſtreitbare Männer aufzubringen. Auch ſie ſind durch die Kinderpocken, wie die Chechehets, ſehr dünne gemacht worden; denn als ſie, mit dieſer Nation vereiniget, in großer Anzahl in die Ebenen von Buenos-Ayres kamen, und den berühmten Don Gregorio Mayu Pilqui Ya am See Lobos mit einer ſtarken Parthey von Taluhets angriffen, alle niederhieben und ſich ſodann auf den Vuulcan zurückzogen, nahmen ſie unglücklicher Weiſe einige Kleider mit ſich fort, die erſt kurz vorher zu Buenos-Ayres gekauft und von den Kinderpocken angeſteckt worden waren. Auch ihre Kriege mit ihren nördlichen Nachbarn, den Picunches, Pehuenches und Taluhets, die ſich mit einander verbanden, auf der Seite der Cordilleras zuweilen in ihr Land hinein giengen, und ſie überfielen, ſind an ihrer Verringerung mit Schuld. Wenn ſich ein ſolcher Ueberfall ereignete, ſchwammen ſie, um ihren Feinden zu entgehen, quer durch den Fluß, welches die andern nachzuthun nicht im Stande waren. Aber die Kinder, welche in der Verwirrung und Beſtürzung der Flucht zurückgelaſſen wurden, fielen dem unmenſchlichen Feind als eine Beute in die Hände, der alle, die er fand, auf das grauſamſte ſchlachtete, und nicht einmal derer ſchonte, die in ihren Wiegen hiengen. Inzwiſchen geſchahen dieſe Ueberfälle nicht immer ſo heimlich, daß ſie nicht zuweilen Nachricht davon hätten erhalten ſollen, und dann entkamen wenige der Wuth dieſer tapfern Nation, und

ihr Cacike, Cacapol, zeigte ſeinen Gäſten große Haufen von Knochen und Hirnſchalen dieſer Feinde, die er geſchlagen zu haben ſich rühmte. Die Politik dieſes Caciken beſtehet darinn, Friede mit den Spaniern zu halten, damit ſein Volk mit Sicherheit auf den weiten Ebenen von Buenos-Ayres zwiſchen den Grenzen von Matanza, Conchas und Magdalena und den Gebürgen jagen könne: aus dieſem Grunde leidet er auch nicht, daß die andern Stämme weiter als bis nach Lujan kommen dürfen, um auch auf der ſüdlichen Seite den Frieden zu unterhalten. Deswegen ſtellen ſich ſeine Caciken und Bundsgenoſſen in den Monaten Julius, Auguſt und September an, als wenn ſie jagen wollten, um auf die Bewegungen ihrer Feinde ein wachſames Auge zu haben, die ſie öfters anfallen und zerſtreuen. Aus dieſer Urſache fiengen die Indianer mit den Spaniern, ungeachtet ihrer auſſerordentlichen Eiferſucht gegen ſie, bis ungefähr 1738. oder 1740. keinen Krieg an, da dann folgendes Urſache zum Bruch gab.

Die Spanier brachten auf eine ſehr unverſtändige und undankbare Art den Mayu-Pilqui-Ya, den einzigen Taluhetiſchen Caciken, der ihr Freund war, ins Verderben, indem ſie ihn zwangen, ſich bis zu einer gewiſſen Entfernung zurück zu ziehen, wo er ſeinen Feinden ausgeſetzt war, die er durch die Vertheidigung ihrer Gebiete gegen ſeine andern Landsleute und die Picunches zugezogen hatte, und wo es ihm wegen der zu großen Entlegenheit unmöglich war, einen Succurs von ihnen (den Spaniern) zu erhalten. Nach dem Tode dieſes Caciken überfiel eine Parthey Taluhets und Picunches die Meyerhöfe an den Flüſſen Areco und Arecife, die durch Tſuncanahtu und Carulonco angeführet wurden, und die Spanier, die mit ihrem

Feld-

Feldherrn, Don Juan de St. Martin, zu weit entfernt waren, um die Räuber einzuholen, kehrten ſüdwärts zurück, damit ſie ihnen in die Hände fallen möchten. Hier ſtießen ſie auf die Zelte des alten Caleiyan mit der einem Hälfte ſeines Volks, das, unwiſſend, was vorgegangen war und ohne eine Gefahr zu muthmaßen, eingeſchlafen war. Ohne zu unterſuchen, ob dieſe die Anfänger des Streites wären, gaben ſie, unterdeſſen, daß ſie in ihren Zelten ſchliefen, Feuer auf ſie, und tödteten ihrer viele mit Weibern und Kindern. Die übrigen, als ſie erwacht waren, und das traurige Schauſpiel ihrer getödteten Weiber und Kinder erblickten, entſchloſſen ſich, ihren Verluſt nicht zu überleben, und ergriffen ihre Waffen, ihr Leben, ſo theuer als möglich, zu bezahlen; aber zuletzt wurden ſie alle mit ihrem Caciken durch das Schwerdt hingerafft.

Der junge Caleliyan war damals abweſend; als er aber von dem, was vorgefallen war, Nachricht bekam, kehrte er nach dem Abzug der Spanier zurück, ſah das Blutbad ſeines Vaters, ſeiner Anverwandten und Freunde, und entſchloß ſich zur unmittelbaren Rache. Zu dem Ende ſammlete er ungefähr dreyhundert Mann unter ſeinen Landsleuten uud den Picunches, fiel in den Flecken Lujan, tödtete eine große Menge Spanier, machte einige zu Gefangenen und trieb einige tauſend Stück Rindvieh mit ſich fort. Hierauf brachten die Spanier an die ſechshundert Mann ihrer Landmiliz und einen Haufen regulärer Mannſchaft mit aller Geſchwindigkeit zu einem Feldzug zuſammen, aber doch nicht geſchwind genug für einen ſo ſchnellen Feind. Da ſie nicht im Stande waren, ihn einzuholen, marſchirten ſie um die Salzteiche herum nach dem Caſuhati zu, wo eben der Cacike Cangapol mit wenigen Indianern war, der ſich aber

ſehr weislich zurückzog. Nachdem es ihnen alſo auch hier fehl geſchlagen hatte, wendeten ſie ſich auf der Seeſeite nach dem Vuulcan zu, wo ſie auf einen Trupp Huillichen ſtießen, die, weil ſie ihre Freunde waren und Friede mit ihnen hatten, ihnen ohne Waffen zum Empfang entgegen kamen, ohne die geringſte Gefahr zu argwohnen. Sie wurden aber auf gegebene Ordre des Feldherrn ſchnell umringet und in Stücken zerhauen, ungeachtet der Kriegsbefehlshaber dieſer Truppen wider ein ſolches Verfahren Vorſtellungen that, und zu ihrem Beſten eine Vorbitte einlegte. Nach Vollendung dieſer heldenmäßigen That marſchirten ſie nach dem Salado nicht über vierzig Meilen weit von Buenos-Ayres und ungefähr zwanzig von den Meyerhöfen in dem Gebiete dieſer Stadt.

Hier hatte ein Tehueliſcher Cacike, Tolmichi-Ya genannt, ein Vetter des Cacapol und Freund und Bundsgenoſſe der Spanier, bey denen er in Anſehen ſtand, unterm Schutz des damaligen Stadthalters, Salcedo, ſein Lager aufgeſchlagen. Dieſer Cacike, wurde mit dem Briefe des Stadthalters in der Hand und indem er die Erlaubniß vorzeigte, von dem Feldherrn durch den Kopf geſchoſſen, die indianiſchen Männer wurden alle getödtet, und Weiber und Kinder mit dem jüngſten Sohne des Caciken; einem Knaben von ungefähr zwölf Jahren, gefangen fortgeführt. Glücklicher Weiſe war ſein älteſter Sohn zwey Tage zuvor mit einer Parthey Indianer ausgegangen, wilde Pferde zu jagen.

Dieſes grauſame Betragen des Feldherrn erbitterte alle die indianiſchen Völkerſchaften von Puelchen und Moluchen ſo ſehr, daß ſie insgeſammt wider die Spanier die Waffen ergriffen. Dieſe ſahen ſich auf einmal auf den Grenzen von Cordova und Santa Fe,

längs

längs dem ganzen Fluſſe Plata hinab, in einer Strecke von hundert Meilen, allenthalben dergeſtalt angefallen, daß es ihnen unmöglich war, ſie davon abzuhalten. Denn weil die Indianer zu gleicher Zeit in kleinen fliegenden Haufen, und gemeiniglich bey Mondenſchein, in viele Flecken oder Meyerhöfe einfielen, ſo war es unmöglich, die Anzahl ihrer Partheyen zu zählen, und indem die Spanier ſie auf einer Seite in zahlreichen Haufen verfolgten, ließen ſie alle die übrigen unbedeckt.

Cagapol, der mit ſeinen Tehuelhets bisher in Freundſchaft mit den Spaniern gelebt hatte, war wegen des auf ſeinen Sohn gemachten Anfalls, der Niedermetzelung ſeiner Freunde, der Huillichen, der Ermordung ſeiner geliebteſten Blutsfreunde und anderer Verwandten, und wegen der unedlen Art, womit ſie ihre todten Körper behandelt hatten, wider die Spanier höchſt aufgebracht, und ob er gleich damals beynahe ſiebenzig Jahr alt war, ſtellte er ſich doch an die Spitze von tauſend Mann, (einige behaupten viertauſend) die in Tehuelhets, Huillichen und Pehuenches beſtanden, fiel in das Gebiete von Magdalena, ungefähr vier Meilen von Buenos-Ayres, und vertheilte ſeine Truppen mit ſo vieler Einſicht und Klugheit, daß er innerhalb Tag und Nacht einen über zwölf Meilen weiten Strich des volkreichſten und fruchtbarſten Landes dieſer Gegenden rein ausplünderte und entvölkerte. Er tödtete viele Spanier, nahm eine große Menge Weiber und Kinder gefangen, und führte über zwanzig tauſend Stück Rindvieh, auſſer den Pferden und dergleichen, mit ſich fort.

Bey dieſer Expedition verlohren die Indianer einen einzigen Tehuelhet, der ſich, aus Begierde zu plündern, von ſeinen Gefährten zu weit entfernte, und den Spaniern in die Hände fiel. Cangapol, Cacapols

Sohn, wurde hierauf verfolgt und eingeholt, die Spanier hatten aber das Herz nicht ihn anzugreifen, indem ſie und ihre Pferde, ohne eine Erfriſchung zu genieſſen, in der Geſchwindigkeit einen Marſch von vierzig Meilen gethan hatten.

Die Einwohner von Buenos-Ayres erhielten ſehr frühzeitig durch die Flüchtlinge Nachricht von dieſem unverhofften Ueberfalle, und geriethen in die äuſſerſte Beſtürzung; viele Kriegsbediente rannen mit bloßem Haupte durch die Straſſen, ohne zu wiſſen, was ſie thun ſollten, und die Kirchen waren mit Volk angefüllet, das dahin ſeine Zuflucht genommen hatte, als wenn der Feind ſchon in der Stadt geweſen wäre. Die Spanier, durch dieſen Schlag gedemüthiget, entſetzten den Feldmarſchall ſeiner Stelle und gaben ſie einem andern, und brachten ſodann eine Armee von ſiebenhundert Mann auf die Beine, die nach dem Caſuhati marſchirte, aber nicht in der Abſicht, den Krieg zu erneuern, ſondern um Friede zu bitten. Noch war ſeit dieſer letzten Niederlage kein ganzes Jahr verſtrichen, als die Indianer, unter der Anführung des jungen Caciken Cangapol, aus allen den verſchiedenen Nationen eine Armee von beynahe vier tauſend Mann errichteten, mit welcher ſie alle Spanier leicht zu Grunde gerichtet haben würden. Aber ungeachtet dieſer Vortheile, hörten ſie die Vorſchläge des neuen Feldmarſchalls, den ſie für ihren Freund hielten, an; dieſer ſchlug ihnen, aus Furcht vor den Folgen, die ein neuer Bruch nach ſich ziehen würde, unter andern Bedingungen vor, daß er ihnen alle gefangenen Indianer, ohne alle Einſchränkung, und ohne dagegen die ſpaniſchen Gefangenen frey zu geben, ausliefern wolle.

Die Niederträchtigkeit dieſer Bedingung wurde dem Jeſuiten-Mißionar augenblicklich hinterbracht,

der ſich alsbald mit einigen ſeiner bekehrten Chechehets und Tehuelhets ins ſpaniſche Lager begab; und durch dieſes Mittel wurden die Indianer hauptſächlich dahin bewogen, der ſpaniſchen Armee zu ſchonen. Er ſchlug vor, daß man eine wechſelſeitige Auswechſelung der Gefangenen eingehen möchte, aber ſo groß war die Furcht vor einem andern Krieg, daß man dieſen Vorſchlag verwarf, obgleich viele Indianer keine rühmlicheren Bedingungen verlangten. Einige Tehueliſche Caciken, die ihre Gefangenen mit ſich genommen hatten, gaben ihnen ſogleich ihre Freyheit, und machten Friede, indem ſie den Vorſchlag des Feldmarſchalls in keinem andern Lichte betrachteten, als daß die Auswechſelung der Gefangenen von beyden Seiten geſchehen ſollte. Die Moluchen kamen wirklich nach Buenos-Ayres, und nahmen alle indianiſche ſowohl, als Chehueliſche Gefangenen in Empfang, ohne diejenigen Spanier, die ihre Gefangenen waren, dagegen auszuliefern. Seit dieſer Zeit haben die Tehuelhets alle Jahre einmal, in Hoffnung, Beute zu machen, einen Einfall in das Gebiete von Buenos-Ayres gethan und eine große Anzahl Rindvieh mit ſich fortgeführt. Aber den größten Schaden fügten ſie den Spaniern im Jahre 1767. zu, als ſie, nach einigen erhaltenen Ausforderungen, den Krieg von neuem anfiengen und viele Gefangene mit ſich fortſchleppten; bey dieſer Gelegenheit kamen von zwey Partheyen Spaniern, die ihnen nachgeſetzt hatten, nicht mehr als zehen wieder zurück.

Gleich darauf holte ſie der Oberſte Catani mit einem ſtarken Chor Truppen, unter welchem ſich die ganze Landmiliz von Buenos-Ayres und einige Kompagnien regulärer Truppen befanden, ein, hielt es aber für klüger, ſie unangetaſtet gehen zu laſſen, aus Furcht, ſeine Leute möchten ein gleiches Schickſal mit ihren Kammeraden erfahren.

Die Tehuelhets, welche von Oſten nach Weſten hin an diejenigen grenzen, die am Fluſſe Sauces wohnen, ſtoßen gen Nordoſten an die Chechehets und gen Oſten an die ungeheure Wüſte, die ungefähr vierzig Meilen von der Mündung des ſchwarzen Fluſſes ſüdwärts ihren Anfang nimmt, und ſich beynahe bis an die Magellaniſche Straße ausdehnet. Nach Weſten zu haben ſie die Huillichen zu Nachbarn, die an den Seeküſten von Chiloe wohnen, und ſich bis zum vier und vierzigſten Grad ſüdlicher Breite erſtrecken. Ihr ganzes Land iſt gebürgig, voll tiefer Thäler und ohne einen beträchtlichen Fluß. Die Eingebohrnen bekommen ihr Waſſer von Quellen und kleinen Flüſſen, die ſich in Seen verlieren, worinn ſie ihr Hornvieh abſchwemmen. In dürren Sommern trocknen dieſe Seen aus, und dann ſind ſie genöthiget, wegen Mangel des Waſſers an den ſchwarzen Fluß und anders wohin zu gehen. Dieſe Nation ſäet und pflanzet nicht, ſondern lebt hauptſächlich von Guanacoen, Haaſen und Straußen, die ihr Land hervorbringt, und vom Pferdefleiſch, wenn ſie welches bekommen können.

Die Seltenheit dieſer Nahrungsmittel macht, daß ſie, um dergleichen aufzuſuchen, beſtändig von einem Lande zum andern in Bewegung ſind. Zuweilen gehen ſie in großer Anzahl nach dem Caſuhati, zu einer andern Zeit wieder nach den Bergen Vuulcan oder Tandil und auf die Ebenen in der Nachbarſchaft von Buenos=Ayres, welches drey bis vierhundert Meilen von ihrem Lande entfernt liegt. Unter allen Nationen des ganzen Erdbodens iſt keine ſo unruhig, und keine beſitzt ſo viel Neigung zum Rauben, als dieſes Volk. Denn weder ein auſſerordentlich hohes Alter und Blindheit, noch eine andere Schwächlichkeit hindert ſie, ihrer Neigung zum Herumſchweifen nachzuhängen. Es

iſt ein ſehr ſtarkes wohlgebildetes Volk, und nicht ſo braun, wie die andern Indianer; einige ihrer Weibsperſonen ſind ſogar eben ſo weiß, wie die Spanier. Sie ſind höflich, verbindlich und von guter Art; aber ſehr unbeſtändig, und binden ſich nicht ſo genau an ihre Verſprechen und Verbindlichkeiten. Sie ſind herzhaft, kriegeriſch, und haben keine Furcht vor dem Tod. Sie ſind bey weitem zahlreicher als alle indianiſchen Völkerſchaften dieſer Gegenden, und machen für ſich allein ſo viel aus, als alle übrigen zuſammen genommen. Sie ſind die Feinde der Moluchen, die ſich ſehr vor ihnen fürchten: und wenn ſie ſo gut mit Pferden verſehen wären, wie die Moluchen, ſo würden die letztern, die den Spaniern ſo fürchterlich ſind, ſchon längſtens von ihnen vertilget worden ſeyn, und die Dirihets und Taluhets wären nie vermögend geweſen, ihrer Macht zu widerſtehen.

Gegen Süden von dieſem Volke liegen die Chulilau-Cunnys und Sehuaucunnys, die die ſüdlichſten Indianer ſind, welche auf Pferden reiten. Sehuau bedeutet in der Tehueliſchen Sprache, eine Art ſchwarzer Kaninchen, ungefähr von der Größe einer Feldratte, und weil ihr Land an dieſen Thieren einen Ueberfluß hat, ſo kann man dieſe Benennung davon herleiten. Cunny heißt das Volk.

Dieſe zwey Nationen ſcheinen mit den andern Tehuelhets von einerley Abkunft zu ſeyn, und ſind in ihrer Mundart wenig von ihnen unterſchieden. An den kleinen Abweichungen beyder Sprachen kann die Gemeinſchaft der erſtern mit den Poy-Yus und Key-Yus Schuld ſeyn, die an der weſtlichen Küſte und an der magellaniſchen Straße wohnen.

Alle Tehuelhets reden eine von den andern Puelchen und den Moluchen ganz verſchiedene Sprache, und

dieſer Unterſchied betrift nicht allein die Worte, ſondern ſogar die Deklination und Conjugation derſelben; aber ſie bedienen ſich dennoch einiger Worte beyder Nationen. Zum Beyſpiel, einen Berg nennen ſie Calille, die Moluchen Calul, die Puelchen hingegen Caſu. Pichua iſt der Tehueliſche Name eines Guanaco, er hat aber gar keine Aehnlichkeit mit Luhuan oder Huanque in der Moluchiſchen Sprache, ſo wie Yagip, Waſſer, mit Co, oder Yagiu, eine Furth, mit Cohue, und Cunny, Volk, mit Che oder Het nichts Aehnliches mit einander haben. Ich bin geneigt zu glauben, daß dieſe Nationen von Tehuelhets diejenigen ſind, welche die Mißionarien von Chili Poy-Yus genannt haben, weil ſie in derjenigen Gegend wohnen, wo ſie die Poy-Yus hinſetzen: aber die Wahrheit iſt, daß die Poy-Yus näher an der Seeküſte wohnen.

Die letzte Nation der Tehuelhets ſind die Yacana-Cunnys, welches Fußvolk bedeutet, indem ſie wegen Mangel an Pferden, deren es keine in ihrem Lande giebt, beſtändig zu Fuße reiſen müſſen. Nördlich grenzen ſie an die Sehuau-Cunnys; weſtlich an die Key-Yus oder Key-Yuhues, von welchen ſie durch eine Bergkette getrennet ſind; gegen Oſten an den Ocean und gegen Süden an die Inſeln der Tella del Fuego, oder die Südſee. Dieſe Indianer wohnen an der See auf beyden Seiten der Straße, und bekriegen einander öfters. Sie bedienen ſich zur Fahrt durch die Straße leichter Flößen, wie die auf Chiloe. Oefters werden ſie von den Huillichen und den andern Tehuelhets angefallen und als Sklaven fortgeführt, indem ſie weiter nichts als ihre Freyheit und ihr Leben zu verlieren haben. Ihre Nahrung beſtehet hauptſächlich in Fiſchen, die ſie entweder durch Untertauchen im Waſſer fangen, oder mit ihren Pfeilen im Waſſer

ſchieſſen. Sie laufen ſehr ſchnell und fällen die Guanacoen und Strauße mit ihren Kugeln. Sie ſind eben ſo groß, wie die andern Tehuelhets, und ſelten über ſieben, öfters auch nicht einmal ſechs Fuß hoch. Sie ſind ein unſchuldiges, friedfertiges Volk.

Wenn die Franzoſen oder Spanier, wie öfters geſchiehet, nach Terra del Fuego gehen, um Brennholz für die maluiniſchen Kolonien zu holen, ſo leiſten ſie ihnen nach ihren möglichen Kräften Beyſtand. Um ſie zu bewegen herab zu kommen, bedienen ſie ſich einer weißen Flagge, woran ſie ſie erkennen können: denn gegen die Engländer ſind ſie dergeſtalt eingenommen, daß ſie gleich fortlaufen, ſo bald ſie eine rothe Flagge erblicken. Die Franzoſen und Spanier legen die Schuld davon einigen engliſchen Schiffen bey, die einigemal große Geſchütze daſelbſt abgefeuert hätten, vor deren Knall die Indianer dergeſtalt erſchrocken wären, daß ſie ſich ſeit dieſer Zeit bey Erblickung der rothen Farbe nicht mehr wagten, hervor zu kommen. Dieſes kann möglich ſeyn; allein es iſt gewiß, daß man ſich vieler Kunſtgriffe bedienet haben mag, um die Gemeinſchaft dieſes Volks mit den Engländern zu hintertreiben. Ein Cacike dieſer Nation, der mich mit andern Tehuelhets beſuchte, erzählte mir, er wäre in einem hölzernen Hauſe geweſen, das ſich auf dem Waſſer fortbewegt hätte. Da mir dieſes wenig Jahre nach der Reiſe des Admiral Anſon in die Südſee erzählet wurde, ſo ſchloß ich, daß dieſes Schiff eines von denen, die zu dieſem Geſchwader gehöreten, mochte geweſen ſeyn.

Alle dieſe Nationen der Tehuelhets werden von den Moluchen, Vucha-Huilliches oder das große ſüdliche Volk genennet. Bey den Spaniern heißen ſie Bergbewohner, ob dieſe gleich nicht wiſſen, wo ſie herkommen

men. Dem übrigen Theile von Europa ſind ſie unter dem Namen Patagonen bekannt.

Ich habe, wie auch in der Einleitung angemerkt worden iſt, Caciken von allen in dem ſüdlichen Theile von Amerika wohnenden indianiſchen Nationen geſehen, und bemerkt, daß die Puelchen oder öſtlichen Indianer eine große Art Menſchen und verſchiedene darunter ſieben Fuß ſechs Zoll hoch ſind; dieſe waren aber von keinem beſondern Stamme: hingegen ſah ich auch andere, aus eben dieſem Stamme, die nicht über ſechs Fuß hoch waren. Die Moluchen oder weſtlichen Indianer, die zwiſchen den Gebürgen wohnen, ſind von kleinerer Statur, oder breit und unterſetzt. Die Bewohner der nebligen Berge der Cordilleras machen ſich oft des Selbſtmords ſchuldig, ein Verbrechen, wovon man ſelten etwas unter den öſtlichen Indianern gehöret hat.

Die Namen ihrer Caciken, die ich kannte, waren: Cagapol, Cangapol, Yampalca, Tolmichiya, Guelmen, Sauſimyan, Yepelche, Marique, Chuynentuya, Guerquen, Cluſgell, Millarſuel und Tamu.

Die Nachricht, daß in dieſen Gegenden ein Volk ſey, das von Europäern oder hier zurückgebliebenen Geſcheiterten abſtamme, iſt wie ich gewiß glaube, ganz falſch, ohne Grund, und aus mißverſtandenen Erzählungen der Indianer entſtanden. Wenn ſie, zum Beyſpiel, in Chili wegen einer gewiſſen innländiſchen Kolonie der Spanier befragt werden, ſo erzählen ſie von Städten und weißen Leuten, und verſtehen darunter Buenos-Ayres, und ſo umgekehrt; denn ſie können ſich gar keinen Begriff davon machen, wie die Einwohner dieſer zwey entlegenen Länder einander bekannt ſeyn ſollten. Ich befrug mich bey den Indianern über dieſen

Punkt

Punkt und fand meine Muthmaſung richtig, und ſie geſtanden, als ich ihnen zu ihrem größten Erſtaunen Chiloe, Valdivia u. ſ. w. nannte, daß dieſes die Oerter wären, deren ſie in ihrer Beſchreibung der europäiſchen Kolonien gedacht hätten.

Was ferner dieſe Niederlaſſung der Caeſares ganz unglaublich macht, iſt die moraliſche Unmöglichkeit, daß ſo gar zwey bis dreyhundert Europäer, meiſtens lauter Männer, durch ſo viele kriegeriſche und zahlreiche Länder, ohne die geringſte Communication mit einem geſitteten Lande, hätten durchdringen und ſich in einem Lande eine abgeſonderte Republik errichten können, welches nichts freywillig hervorbringt, und deſſen Einwohner ſich blos von der Jagd nähren müſſen, und daß ſich dieſe Republik in einem Zeitraum von zwey hundert Jahren (denn ſo lange ſoll es geſchehen ſeyn,) erhalten haben ſollte, ohne daß ſie durch Tod oder Sklaverey ausgerottet, oder ihr ganzes europäiſches Anſehn durch Vermiſchung mit den Eingebohrnen dieſes Landes ausgelöſcht worden wäre.

Und außerdem iſt kein fußbreit Land, das die wandernden Völker nicht alle Jahre durchſtrichen haben ſollten; denn ſo gar die unbewohnte Wüſte, die der Ocean beſpült, durchſtreifen ſie alle Jahre, um die dürren Todtenknochen zu verbrennen und Salz zu ſuchen. Ihre Caciken und andere wegen ihrer Glaubwürdigkeit unter ihnen in Anſehen ſtehende Leute haben mich oft verſichert, daß es in allen dieſen Gegenden kein weißes Volk gäbe, ausgenommen diejenigen, die ganz Europa bekannt wären, und in Chili, Buenos-Ayres, Chiloe, Mendoza und ſ. w. wohneten.

Fünftes Kapitel.

Von der Religion, Regierung, Politik und den Gebräuchen der Moluchen und Puelchen.

Dieſe Indianer glauben zwey höhere Weſen; ein gutes und ein böſes; das gute heißt bey den Moluchen Toquichen, welches Regierer des Volks heißt, bey den Taluhets und Dirihets aber Soychu, welches Wort in ihrer Sprache ein Weſen bezeichnet, das in dem Lande des ſtarken Getränkes herrſcht. Die Tehuelhets nennen dieſen Gott Guayara-Cunny, oder den Herrn der Todten.

Sie haben ſich eine Menge ſolcher Gottheiten erdacht; einige hält man für Oberhäupter einzelner Familien von Indianern, deren Schöpfer ſie geweſen ſeyn ſollen. Einige machen ſie zu Befehlshabern und Schöpfern der Tiger, andere der Löwen, andere der Guanacoen und noch andere der Strauße u. ſ. w. Sie bilden ſich ein, dieſe Gottheiten hätten ganz von einander abgeſonderte Wohnungen, in ungeheuern Hölen unter der Erde, unter einem See, Hügel u. ſ. w. und daß, wenn ein Indianer ſtürbe, ſeine Seele in den Aufenthalt der Gottheit, die über ſeine Familie regiere, übergehe, um daſelbſt der Glückſeligkeit einer ewigen Trunkenheit zu genießen.

Sie glauben, daß ihre guten Götter die Welt gemacht, und die Indianer in ihren Hölen zuerſt erſchaffen, ihnen Lanzen, Bogen, Pfeile, und Steinkugeln zum Streiten und Jagen gegeben, uud ſie ſodann von ſich ausgeſtoßen hätten, um für ſich ſelbſt zu ſorgen. Sie ſtellen ſich die Götter der Spanier auf eben dieſe Art vor, nur mit dem Unterſchied, daß die Spanier

ſtatt Lanzen Bogen u. ſ. w .Geſchütz und Schwerter von ihnen empfangen hätten. Sie glauben, daß, als die vierfüßigen Thiere, Vögel und kleinere Thiere geſchaffen worden, die geſchwindeſten zuerſt aus ihren Hölen gekommen, die Ochſen und Kühe aber die letzten geweſen wären, und die Indianer hätten ſich bey Erblickung ihrer Hörner ſo entſetzt, daß ſie den Eingang ihrer Hölen mit großen Steinen verrammelt hätten; deswegen ſey auch nicht eher Hornvieh in ihrem Lande geweſen, als bis die Spanier dergleichen mitgebracht, die freylich weislicher gehandelt, und ſie aus ihrer Erſchaffungshöle herausgelaſſen hätten.

Sie haben ſich einen Glauben gebildet, daß einige von ihnen nach dem Tode in dieſe göttlichen Hölen zurückkehrten: ſie ſagen auch, die Sterne wären alte Indianer, die Milchſtraße das Feld, wo dieſe alten Indianer die Strauße jagten, und die zwey ſüdlichen Wolken, die Federn der von ihnen getödteten Strauße. Sie glauben auch, daß die Schöpfung noch nicht erſchöpft ſey, und daß nicht alles, was geſchaffen werde, auf dieſer Oberwelt an das Tageslicht komme.

Ihre Zauberer geben vor, ſie ſähen, wenn ſie auf ihre Trommeln ſchlügen, und ihre mit Seemuſcheln gefüllten Klapperbüchſen ſchüttelten, unter der Erde Menſchen, Hornvieh und dergleichen, auch Gewölber voll Rum, Brandewein, Caſcabels und einer Menge anderer Dinge. Aber man hat mich für gewiß verſichert, daß nicht alle dieſen Unſinn glauben. Der Tehueliſche Cacike Chehuentuya, kam einmal an einem Morgen mit der Nachricht einer neuen Entdeckung zu mir, die von einem ihrer Zauberer gemacht worden wäre, und eines der unterirrdiſchen Länder beträfe, die unter dem Orte, wo ſie wohneten, befindlich ſeyn ſollten; als ich aber darüber lachte, und ihm ihre Einſalt

vorhielt, daß ſie ſich durch ſolche Fabeln und thörichte Erzählungen hintergehen ließen, antwortete er mir mit Verachtung: Epueungringn, d. i., es ſind alte Weibermährchen.

Die böſe Gottheit nennen die Moluchen Huecuvoe oder Huecuvu, das iſt, der Wanderer draußen. Die Tehuelhets und Chechehets nennen ſie Atſkannakanatz, die andern Puelchen aber Valichu.

Sie glauben eine unzählige Menge Teufel, die durch die Welt giengen, und ihnen alles das Uebel zufügten, welchem Menſchen und Thiere ausgeſetzt ſind; und dieſe Meinung treiben ſie ſo weit, daß ſie glauben, dieſe unholden Mächte verurſachten die Abmattung und Beſchwerlichkeit, die auf lange Reiſen und harte Arbeit erfolgen. Ihrer Meinung nach hat jeder Zauberer zwey ſolcher Teufel zur beſtändigen Aufwartung um ſich, die ſie in den Stand ſetzten, künftige Begebenheiten zu weißagen; ihnen entdeckten, was in der größten Entfernung alle Augenblicke vorgeht, und ſie lehreten, die Kranken durch Bekämpfung und Wegtreibung oder Beſänftigung anderer Teufel, von welchen ſie gequälet würden, geſund zu machen; und ſie glauben, daß die Seelen dieſer Zauberer nach ihrem Tode ſolche Teufel würden.

Ihr Gottesdienſt iſt lediglich auf den böſen Gott gerichtet, einige beſondere Cäremonien ausgenommen, die man zu Ehren der Verſtorbenen anſtellt. Um ihre Religionsübungen zu verrichten, verſammlen ſie ſich in dem Zelte des Zauberers, der, von dem Anſchaun des Volks entfernt, in einem Winkel deſſelben verſteckt iſt. In dieſem verborgenen Aufenthalte hat er eine kleine Trommel, eine oder zwey runde Klapperbüchſen voll kleiner Seemuſcheln und einige viereckte Säcke von bemahlten Häuten, worinn ihre Zaubercharakter ſtecken. Er fängt die Cäremonie damit an, daß er einen entſetz-

lichen Lermen mit ſeiner Trommel und Klapperbüchſen macht; hernach ſtellt er ſich, als wenn er mit dem Teufel kämpfte, der ihrer Meinung nach in ihn gefahren iſt, reißt ſeine Augen mit ſchwerer Mühe auf, verzerret ſeine Geſichtszüge, ſchäumet mit dem Munde, verdreht ſeine Gelenke und bleibt nach vielen gewaltſamen und krümmenden Bewegungen, wie ein mit der fallenden Sucht behafteter Menſch, ſteif und unbeweglich. Nach einiger Zeit kömmt er wieder zu ſich ſelbſt, als wenn er den Teufel überwunden hätte; hierauf giebt er eine ſchmachtende, hellklingende, klagende Stimme von ſich, als wenn ſie von dem böſen Geiſte herkäme, von welchem man wegen dieſes entſetzlichen Geſchreies glaubt, daß er ſich ſelbſt für überwunden erkenne, und dann beantwortet er auf einer Art von Dreyfuß alle Fragen, die ihm vorgelegt werden. Ob ſeine Antworten richtig oder falſch ſind, iſt von keiner großen Bedeutung. Denn im letzten Falle liegt die Schuld allemal an dem Teufel. Bey allen dieſen Gelegenheiten werden die Zauberer gut bezahlt.

Die Lebensart dieſer Zauberer iſt ſehr gefährlich, ungeachtet der Ehrfurcht, die man ihnen erzeiget; denn es trägt ſich oft zu, daß, wenn ein indianiſches Oberhaupt ſtirbt, einige dieſer Zauberer getödtet werden, beſonders, wenn ſie kurz vor ſeinem Tode einen Wortwechſel mit ihm gehabt haben; alsdenn ſchreiben die Indianer den Verluſt ihres Anführers den Zauberern und ihren Teufeln zu. Sie müſſen auch bey ausbrechender Peſtilenz oder epidemiſcher Krankheit, wenn viele Menſchen dadurch weggerafft worden ſind, oft ſehr vieles ausſtehen. Als nach dem Tode des Mayu-Pilqui-Ya und ſeines Volkes die Kinderpocken beynahe die ganze Nation der Chechehets aufgerieben hatten, gab Cangapol Befehl, alle Zauberer zu tödten, damit

man erſühre, ob durch dieſes Mittel dieſe Krankheit nachlaſſen würde.

Die Zauberer ſind beyderley Geſchlechts. Die männlichen Zauberer ſind genöthiget, ihr Geſchlecht zu verlaſſen, und weibliche Kleidung anzulegen; ſie dürfen nicht heyrathen, wohl aber die Weiber. Gemeiniglich werden ſie ſchon als Kinder zu dieſem Stande aufgeſucht, und man giebt denjenigen den Vorzug, die ſchon in ihren jugendlichen Jahren ein weibiſches Betragen äußern. Man kleidet ſie ſodann frühzeitig mit weiblichen Zauberkleidungen und giebt ihnen die Trommel und Klapperbüchſen, die zu der Lebensart, der ſie folgen wollen, gehört.

Hat vollends eine Perſon die fallende Sucht oder ſonſt eine Krankheit mit Verzückungen, ſo iſt ſie ſchon ein gebohrner Zauberer und ſcheinet von den Teufeln ſelbſt dazu erkohren zu ſeyn, und man glaubt, daß dieſe ſie beſäßen und alle die Convulſionen und Verdrehungen verurſachten, die epileptiſchen Paroxiſmen eigen ſind.

Das Begräbniß ihrer Toden und die abergläubiſche Ehrerbietung, die man ihrem Andenken erweiſt, werden mit großer Cäremonie begleitet. Stirbt ein Indianer, ſo wählet man eine der angeſehenſten Weiber unter ihnen, ſeinen Körper zu ſkeletiren, und dieſes geſchieht auf folgende Art: Man nimmt die Eingeweide heraus und verbrennt ſie zu Aſche; dann wird das Fleiſch ſo ſauber als möglich von den Knochen abgelöſt, und letztere ſo lange unter die Erde vergraben, bis das noch daran gebliebene Fleiſch ganz von den Würmern abgezehret iſt, oder bis ſie nach dem gewöhnlichen Begräbnißort ihrer Vorfahren gebracht werden, welches binnen einem Jahre nach dem Ableben geſchehen muß, auch wohl zuweilen innerhalb zweyer Monate geſchieht.

Dieſe

Dieſe Gewohnheit wird bey den Moluchen, Taluhets und Dirihets genau befolgt, aber die Chechehets und Tehuelhets oder Patagonen legen die Gebeine auf zuſammengeflochtenes Schilfrohr oder Zweige, um ſie von der Sonne und dem Regen trocknen und bleichen zu laſſen.

Während der Zeit, daß die Cäremonie der Skeletirung vor ſich gehet, gehen die Indianer, mit langen Mänteln von Häuten bedeckt und ihre Geſichter mit Ruß ſchwarz gefärbt, um das Zelt herum, halten lange Stangen oder Lanzen in ihren Händen, ſtimmen einen Klagton an und ſchlagen auf die Erde, um die Vallichus oder böſen Geiſter wegzuſcheuchen. Einige beſuchen die Wittwe oder Witwen und andere Verwandten des Verſtorbenen und tröſten ſie; dies geſchieht aber nur von ſolchen, die ſich Rechnung machen, etwas zu bekommen; denn es wird nichts gethan, wenn keine Hoffnung des Gewinnſtes vorhanden iſt. Während dieſes Kondolenzbeſuchs ſchreyen, heulen und ſingen ſie auf die entſetzlichſte Art, brechen in Thränen aus, zerbrechen ihre Waffen und ritzen ihre Arme und Schenkel mit ſpitzigen Dornen blutig. Für dieſe Bezeigung ihres Schmerzes erhalten ſie Glasknöpfe, Caſcabels von Erzt und andere dergleichen Kleinigkeiten, die bey ihnen in hohem Werthe ſtehen. Die Pferde des Verſtorbenen werden augenblicklich getödet, damit er auf denſelben nach Alhue Mapu, oder ins Land der Toden reiten könne. Nur einige wenige werden zurückbehalten, den letzten Leichenpomp zu zieren, und den Verſtorbenen nach ſeiner Grabſtädte zu bringen.

Die Witwe oder die Witwen des Verſtorbenen ſind verbunden, ein ganzes Jahr lang nach dem Tode ihres Mannes zu trauren und zu faſten. Dieſes beſtehet darinn, daß ſie ſtets in ihren Zelten eingeſchloſſen

bleiben, ohne eine Gemeinſchaft mit jemand zu unterhalten, oder anders als zur höchſten Nothdurft auszugehen. Sie dürfen ihr Geſicht, das ohnedem mit Ruß ſchwarz gemacht iſt, und ihre Hände nicht waſchen, und müſſen Trauerkleider anlegen, ſich des Pferde- und Kuhfleiſches, und mitten im Lande, wo es viel Strauße und Guanacoen giebt, auch dieſes Fleiſches enthalten; ſonſt können ſie aber alles eſſen. Während dieſes Trauerjahres iſt ihnen nicht erlaubt, ſich wieder zu verheyrathen, und wenn man erfährt, daß eine Witwe binnen dieſer Zeit mit einem Manne Gemeinſchaft gehabt hat, ungeachtet ihr kein geheimes Liebesverſtändniß mit demſelben ſchuld gegeben werden könnte, ſo haben die Anverwandten ihres verſtorbenen Mannes das Recht, ſie zu töden. Ich habe aber niemal bemerkt, daß die Männer zu einer ſolchen Art von Trauer für ihre verſtorbenen Weiber verbunden geweſen wären.

Wenn ſie die Gebeine ihrer Toden fortſchaffen wollen, ſo packen ſie ſolche in eine Haut zuſammen und legen ſie auf eines von den Lieblingspferden des Verſtorbenen, das zu dieſer Abſicht aufbehalten worden iſt. Dieſes Pferd putzen ſie nach ihrer Art auf das ſchönſte, mit Mänteln, Federn und dergleichen, und reiſen ſodann nach dem ordentlichen Begräbnißort, der wohl dreyhundert Meilen weit entfernet iſt, und vollenden daſelbſt ihre Cäremonie.

Die Moluchen, Taluhets und Dirihets begraben ihre Toden in weite viereckte klaftertiefe Gewölber. Die Gebeine werden zuſammengefügt, jedes an ſeiner gehörigen Stelle feſtgebunden, und ſodann mit den beſten mit Knöpfen, Federbüſchen und dergleichen geſchmückten Kleidern bekleidet, die alle Jahre einmal ausgebeſſert und verändert werden. Sie ſitzen alle in einer Reihe, mit Schwert, Lanze, Bogen und Pfeilen, Trinkgeſchirren und andern Dingen, deren ſich der

Ver-

Verſtorbene bey ſeinem Leben bediente. Dieſe Gewölber ſind mit Querbalken oder Bäumen, Schilfrohr oder zuſammengeflochtenen Zweigen, die mit Erde überſchüttet werden, bedeckt. Um dieſe Gräber beſtändig in gutem Stande zu erhalten, wird aus jedem Stamme einer alten Matrone die Aufſicht darüber anvertrauet, die dieſes Berufs halber in ſehr großem Anſehn ſteht. Ihr Amt iſt, alle Jahre einmal dieſe traurigen Wohnungen zu öffnen, und die Skelete zu kleiden und zu reinigen. Außer dieſem ſchüttet ſie alle Jahre einmal einige Becher ihrer erſt gemachten Chica über dieſe Gräber aus, und trinket ſelbſt einige davon auf die gute Geſundheit der Toden. Dieſe Begräbniſſe ſind gemeiniglich nicht weit von ihren gewöhnlichen Wohnungen entfernt; rings um ſie her ſtellen ſie ihre ſkeletirten Pferde auf die Beine und unterſtützen ſie mit Stöcken.

Die Tehuelhets aber, oder ſüdlichen Patagonen, gehen in vielem Betracht hierinn von den andern Indianern ab. Wenn dieſe die Gebeine ihrer Toden getrocknet haben, bringen ſie ſolche eine große Strecke weit von ihren Wohnungen weg, und nachdem ſie ſie in ihre natürliche Verbindung gebracht und auf die vorbeſchriebene Art geputzt haben, ſtellen ſie dieſelben nach der Ordnung unter Hütten und Zelten, die zu dieſer Abſicht errichtet ſind, auf die Erde, und rings um ſie her die Skelete ihrer Pferde.

In der im Jahr 1746. gemachten Expedition fanden einige ſpaniſche Soldaten nebſt einem ihrer Mißionarien, als ſie ungefähr dreyßig Meilen landeinwärts nach Weſten vom Hafen St. Julian marſchiret waren, eines dieſer indianiſchen Gräber, mit drey Skeleten und vielen um ſie her aufgeſtellten Pferdegerippen.

Es iſt keine leichte Sache, eine Art von regelmäſiger Regierungsform oder bürgerlicher Einrichtung ausfindig zu machen; alles, was man davon entdecken kann, ſcheint in weiter nichts als einem kleinen Grade von Unterwürfigkeit unter ihre Caciken zu beſtehen. Das Amt eines Caciken iſt erblich und wird keinesweges durch die Wahl übertragen, und alle Söhne eines Caciken haben das Recht, die Würde ihres Vaters anzunehmen, wenn ſie einige Indianer gewinnen können, ihrer Parthey zu folgen, aber wegen des geringen Vortheils, den die Beſitzer von dieſer Ehrenſtelle haben, geben ſie ſolche oftmal auf.

Der Cacike hat die Macht, diejenigen zu beſchützen, die ſich unter ſeinen Schutz begeben, Friede zu bieten und Streitigkeiten beyzulegen, oder den beleidigenden Theil zur Todesſtrafe zu verurtheilen, ohne davon Rechenſchaft zu geben; denn in dieſem Betrachte iſt ſein Wille ein Geſetz. Sie laſſen ſich ſogar gern beſtechen, und verkaufen ihre Vaſallen und Anverwandten, wenn ſie ihnen gut bezahlt werden. Auf ihren Befehl lagern ſich die Indianer, marſchieren oder reiſen von einem Platze zum andern, wenn ſie ſich niederlaſſen, jagen, oder Krieg führen wollen. Sie verſammlen ſie oft vor ihrem Zelte, halten Anreden an ſie über ihr Verhalten, über die Bedürfniſſe der Zeit, die empfangenen Beleidigungen, über die zu ergreifenden Maasregeln und ſ. w. In dieſen Anreden erhebt der Cacike ſtets ſeine eigene Tapferkeit und perſönlichen Verdienſte. Iſt er beredt, ſo ſteht er in großem Anſehn; beſitzt er aber dieſe Vollkommenheit nicht ſelbſt, ſo hat er gemeiniglich einen andern, der ſtatt ſeiner die Stelle eines Redners vertritt. Bey wichtigen Vorfällen, beſonders wenn ſie Krieg betreffen, beruft er eine Rathsverſammlung, die aus den vornehmſten Indianern und Zauberern beſteht; mit dieſer berathſchlaget er ſich über

über die Mittel, ſich zu vertheidigen oder ſeine Feinde anzugreifen.

In einem Hauptkriege, wenn ſich viele Nationen wider einen gemeinſchaftlichen Feind vereinigen, erwählen ſie aus den älteſten oder berühmteſten ihrer Caciken einen Oberbefehlshaber, den ſie Apo nennen. Dieſe Ehrenſtelle, ob ſie gleich durch die Wahl beſtimmt wird, iſt bey den ſüdlichen Völkerſchaften, in der Familie des Cangapol, ſeit vielen Jahren auf gewiſſe Weiſe erblich geweſen; er war der Heerführer der Tehuelhets, Chechehets, Huillichen, Pehuenchen und Dirihets, wenn ſie ihre Macht zuſammen vereinigten. Gemeiniglich ſchlagen ſie ihr Lager in einer Entfernung von ungefähr dreyßig bis vierzig Meilen Weges von dem Lande ihrer Feinde auf, um nicht entdeckt zu werden, und ſchicken Spionen aus, um die Plätze, die ſie angreifen wollen, in Augenſchein nehmen zu laſſen. Dieſe verſtecken ſich des Tages, des Nachts aber kriechen ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und bemerken ſich mit gröſter Genauigkeit jedes Haus, jeden Meyerhof der umher zerſtreut liegenden Dörfer, die die ſie zu überfallen willens ſind, dergeſtalt, daß ſie von ihrer Beſchaffenheit, der Anzahl ihrer Einwohner und ihrer Vertheidigungsmittel hinlängliche Nachricht ertheilen können. Wenn ſie ſich davon unterrichtet haben, ſo wird die Nachricht der Hauptarmee mitgetheilet, die alsdann den Vollmond abwartet, um auf dem Marſch zum Angriff Hellung zu bekommen. Wenn ſie den Ort bald erreicht haben, theilen ſie ſich in kleine Haufen, wovon jeder beordert iſt, ein Haus oder Meyerhof anzufallen. Einige Stunden nach Mitternacht thun ſie ſodann den Angriff, töden alle Männer die ſich widerſetzen und führen die Weiber und Kinder mit ſich in die Sklaverey. Die indianiſchen Weiber folgen ihren Männern mit Prügeln, Ku-

geln und zuweilen Schwertern nach, verheeren und plün- dern alles, was ſie in den Häuſern finden, Kleidun- gen, Hausrath, und was ihnen nur von Nutzen zu ſeyn dünkt, und kehren ſodann mit Beute beladen, ſo ge- ſchwind als möglich wieder zurück, und ruhen nicht eher aus, als bis ſie eine große Strecke entfernt, und ganz außer Gefahr ſind, von ihren Feinden eingeholt zu werden, welches manchmal hundert Meilen weit von dem überrumpelten Ort iſt. Hier machen ſie Halt und theilen ihre Beute, wobey es ſelten ohne großes Miß- vergnügen bey einem oder dem andern unter ihnen, die ſich oft mit Zänkereyen und Blutvergießen endigen, abgehet.

Zuweilen führen ſie auch eine Art von fliegenden Kriegen mit kleinen Lägern, deren jedes aus funfzig bis hundert Mann beſteht. In dieſem Falle greifen ſie aber nicht ganze Flecken an, ſondern nur einzelne Häuſer und Baurenhöfe, und dieſes verrichten ſie in der größten Eilfertigkeit, und retiriren ſich, ſo bald es möglich iſt.

Nichts deſtoweniger haben die Caciken dennoch die Gewalt nicht, Schatzungen aufzulegen, ihren Vaſal- len das geringſte wegzunehmen, oder ſie ohne Bezah- lung zur Uebernehmung der kleinſten Bedienung zu zwingen. Im Gegentheil ſind ſie verbunden, ihren Vaſallen mit großer Leutſeligkeit und Gelindigkeit zu begegnen, und zuweilen ihren Bedürfniſſen abzuhelfen, wenn ſie nicht wollen, daß ſie den Schutz eines andern Caciken ſuchen ſollen. Aus dieſem Grunde weigern ſich viele Caciken, dergleichen Vaſallen zu halten, da ſie ihnen ſo theuer zu ſtehen kommen, und am Ende den- noch wenig Vortheil von ihnen haben. Kein India- ner oder Geſellſchaft von Indianern kann nach ihrem Völkerrechte ohne den Schutz eines Caciken leben; und wenn ſich welche unterſtünden, ſolches zu thun,

ſo

ſo würden ſie unfehlbar getödtet oder als Sklaven fortgeführet werden, ſo bald man es erführe.

Im Fall einer von dem andern beleidiget wird, ſucht er, ungeachtet des Anſehens des Caciken, nach ſeinen möglichſten Kräften ſelbſt Rache an dem Beleidiger zu nehmen. Auſſer der Bezahlung oder Erſetzung des Unrechts oder Schadens durch einige bey ihnen im Werth ſtehende Dinge (denn ſie haben keinen Gebrauch des Geldes) wiſſen ſie von keiner Beſtrafung oder Genugthuung, und ſtrafen nur am Leben. Wenn aber die Beleidigung nicht ſehr groß und der Beleidiger arm iſt, ſo ſchlägt ihn der beleidigte Theil gemeiniglich mit ſeiner ſteinernen Kugel auf den Rücken und in die Seiten. Iſt aber der Beleidiger zu mächtig, ſo läßt man ihn zufrieden, es wäre denn, daß ſich der Cacike ins Mittel legte, und ihn zur Genugthuung zwänge.

Die Kriege, in welche ſich die verſchiedenen Nationen unter einander uud mit den Spaniern einlaſſen, entſtehen zuweilen aus den ihnen zugefügten Beleidigungen, die ſie ſehr heftig zu vergelten ſuchen, öfterer aber aus Mangel der Lebensmittel, oder aus Begierde zu plündern.

Obgleich die verſchiedenen Nationen immer unter einander ſelbſt in Streit leben, ſo verbinden ſie ſich doch oft zuſammen wider die Spanier, und wählen einen Apo oder Heerführer, der die vereinigte Armee kommandiret; zu einer andern Zeit führet eine jede Nation für ſich ſelbſt Krieg. In den Kriegen mit den Spaniern in Buenos-Ayres ſind die Moluchen Hülfsvölker und die Feldherren werden aus den Puelchen gewählt, weil dieſe beſſer in dieſem Lande bekannt ſind. Aus eben dieſer Urſache wurden die Feldherren in den Kriegen mit den Spaniern in Chili aus den Caciken der Moluchen genommen.

Ihre Heyrathen werden durch Kauf geſchloſſen. Der Mann kauft ſein Weib von ihren nächſten Anverwandten und öfters für einen theuern Preiß an Knöpfen, Caſcabels, Kleidern, Pferden und andern Dingen, die ſie ſehr im Werthe halten. Oefters handeln ſie um ihre Weiber und bezahlen einen Theil des Preißes für ſie, wenn dieſe noch ſehr jung und einige Jahre, ehe ſie noch zum Eheſtande fähig ſind. Jeder Indianer kann ſo viel Weiber haben, als er kaufen oder ernähren kann. Wittwen und Waiſen hingegen ſind ſich ſelbſt überlaſſen, und es kann ſie bekommen, wer nur will; die übrigen ſind genöthiget, den Kauf abzuwarten, der oftmal wider ihre Neigung erfolgt, oder ſie werden fortgeſchleppt und zum Gehorſam gezwungen. Selten trift es, daß ein Indianer mehr als ein Weib hat, ob es gleich einige giebt, die zwey oder drey zu gleicher Zeit gehabt haben, beſonders die Elmens, Yas oder Caciken. Die Urſache davon iſt, damit ſie nicht ſo ſehr mit Weibern überladen werden, und dieſe, die ſie haben, ſind ſo theuer, daß viele gar keine Weiber haben.

Sie bedienen ſich wenig oder gar keiner Cäremonie bey ihrer Verheyrathung. Zu der feſtgeſetzten Zeit führen die Aeltern das Mädchen in die Wohnung ihres Bräutigams und übergeben ſie ihm, oder er geht, und nimmt ſie ihren Aeltern als ſein Eigenthum hinweg, und zuweilen kommt ſie auch wohl von ſich ſelbſt, wenn ſie gewiß weiß, daß ſie gut aufgenommen wird. Am folgenden Morgen wird ſie vor Aufſtehenszeit von ihren Anverwandten beſucht, und findet man ſie da mit ihrem Bräutigam im Bette, ſo iſt die Heyrath vollzogen. Aber obgleich viele Heyrathen von Seiten der Weiber aus Zwang geſchehen, ſo werden ſie doch öfters vereitelt. Die Widerſpenſtigkeit der Frau er-

müdet zuweilen die Gedult des Mannes, der ſie ſodann wieder wegbringt, oder ſie an diejenige Perſon verkauft, auf die ſie ihre Neigung geworfen hatte; ſelten aber ſchlägt er ſie oder begegnet ihr übel. Manchmal entläuft ſie ihrem Manne und begiebt ſich zu einem Liebhaber, der, wenn er mächtiger oder von einem höhern Range iſt als der Mann, dieſen nöthiget, die Beſchimpfung einzuſtellen und in den Verluſt ſeines Weibes einzuwilligen, im Fall nicht ein mächtigerer Freund des Mannes den Liebhaber nöthiget, ihm das Weib wieder zu überliefern oder die Sache auf irgend eine Art zu vergleichen; und in dergleichen Fällen ſind ſie gemeiniglich ſehr nachgiebig.

Die Weiber, die ihre Männer einmal angenommen haben, ſind gemeiniglich ſehr treu und arbeitſam. In der That iſt ihr Leben eine immerwährende Scene von Arbeit; denn, auſſer der Ernährung und Erziehung ihrer Kinder, ſind ſie noch ſchuldig, alle Arten ſchwerer Arbeit zu verrichten; kurz, ſie thun alles, auſſer jagen und ſtreiten, ja ſie unterziehen ſich zuweilen wohl gar auch dieſen Beſchäftigungen. Die Beſorgung aller die Haushaltung betreffenden Dinge iſt lediglich ihnen überlaſſen, ſie holen Holz und Waſſer, richten die Speiſen zu, verfertigen, beſſern und reinigen die Zelte, machen ihre Kleider aus Häuten und nähen ſie zuſammen; aus andern geringern Fellen verfertigen ſie ihre Mäntel oder Carapas, und ſpinnen und machen Ponchas oder Macuns. Wenn ſie reiſen, tragen die Weiber alles, auch ſogar die Zeltſtangen, die ſie auch ſelbſt aufrichten und wieder abreißen müſſen, ſo oft es die Umſtände erfordern. Sie laden die Bagage auf und ab, und legen ſie zurecht, ſatteln die Pferde und tragen die Lanzen vor ihren Männern her; weder Krankheit noch Schwangerſchaft kann ihnen

nen zur Entſchuldigung dienen, ſich der einmal feſtge-ſetzten Arbeiten zu entziehen, und ſie ſind ſo ſtrenge an die Verrichtungen ihrer Schuldigkeit gebunden, daß ihnen ihre Männer bey keiner Gelegenheit oder im äuſſerſten Elende beyſtehen können, ohne ſich der größ-ten Schande auszuſetzen. Weibern von Stande oder ſolchen, die mit den Caciken verwandt ſind, erlaubt man, Sklaven zu halten, die ihnen die ſchwerſten Ar-beiten erleichtern, wenn ſie aber keine Sklaven halten dürfen, ſo müſſen ſie ſich, eben ſo wie die übrigen, die nehmlichen Beſchwerlichkeiten gefallen laſſen.

Das Geſchäfte des Mannes iſt, für Nahrungsmit-tel zu ſorgen, welche gemeiniglich in Fleiſch von Pfer-den, Straußen, Guanacoen, Haaſen, wilden Schwei-nen, Armadillen, Antas, oder was das Land ſonſt hervorbringt, beſtehen. Er muß ſeinem Weibe Häute zur Verfertigung der Zelte und Kleidungen verſchaffen, obgleich dieſe für ihre Männer oft Klei-dungen oder Mäntel von europäiſchen Zeugen, auch Ohrengehänge, Caſcabels und große gläſerne Knöpfe von himmelblauer Farbe, die bey ihnen in großem Werthe ſtehen, von den Spaniern einhandeln. Ich habe viele geſehen, die für vier Schnuren ſolcher Knöpfe, die ungefähr vier Pence koſteten, einen Pon-cha oder Mantel von ihren kleinen Fuchspelzen, die ſo fein und ſchön wie Hermelin ſind, und wovon ein jeder fünf bis ſieben Thaler werth war, umtauſchten. Die Moluchen halten ſich, um Wolle zu bekommen, ei-nige Heerden Schaafe, und ſäen nur ſehr wenig Ge-traide aus. Die Puelchen hingegen leben lediglich von der Jagd, zu welcher Abſicht ſie eine große Menge Hunde, die ſie Tehua nennen, unterhalten.

Ungeachtet ihre Ehen bloß auf ihrem Willen be-ruhen, ſo verlaſſen ſich dennoch beyde Theile, wenn ſie

ſich einmal ihr Wort gegeben und Kinder haben, ſogar im höchſten Alter nur ſelten. Der Mann ſchützt ſein Weib gegen alle Beleidigungen, und nimmt ihre Parthey, ſogar wenn ſie unrecht hat, welches beſtändig zu Streitigkeiten und Blutvergießen Anlaß giebt; dieſe Partheylichkeit hindert ihn aber nicht, ihr insgemein den Text zu leſen, daß ſie ihn in dieſe Streitigkeiten durch ihre Schuld verwickelt habe. Er ſchlägt ſie ſelten, und wenn er ſie im Ehebruch ertappt, ſo geht es lediglich über den Verführer her, den er mit großer Strenge beſtraft, woferne dieſer nicht die angethane Schande durch ein theures Geſchenk wieder tilget. Sie beobachten in dieſem Stücke den Wohlſtand ſo wenig, daß ſie ihre Weiber öfters auf Befehl ihrer Zauberer auf die abergläubigſte Art in die Wälder ſchicken, und ſie dem erſten, der ihnen begegnet, Preiß geben. Es giebt aber dennoch Weiber, die ihren Gehorſam auf eine ehrbarere Weiſe äuſſern und ſich hierinn weigern, den Willen ihrer Männer und Zauberer zu vollbringen.

Sie erziehen ihre Kinder in einer laſterhaften Nachſicht ihrer Begierden. Die Tehuelhets, oder ſüdlichen Patagonen, treiben dieſe Thorheit bis zur größten Ausſchweiſung, und das alte Volk gehet von einem Orte zum andern, und verändern beſtändig ihre Wohnungen, bloß dem Eigenſinne ihrer Kinder zu gefallen. Folgende Erzählung kann einen Begriff geben, zu welchem Grade der Thorheit ſie dieſe Kinderliebe treiben. Wenn ein Indianer, und ſogar ein Cacike, den Entſchluß faßt, ſeine Wohnung ſammt ſeiner Familie anders wohin zu verlegen, und die Horde, zu der er itzt gehört, nicht mit ihm wegziehen will, ſo iſt die Gewohnheit, eines von ſeinen Kindern zu nehmen, und vorzugeben, man liebe es ſo ſehr, daß

man es unmöglich von ſich laſſen könne, und durch dieſes Mittel wird der Vater auf andere Gedanken gebracht, und entſchließt ſich da zu bleiben; alsdenn geben ſie ihm ſein Kind wieder, und anſtatt ſie dieſes Verfahrens halber zu tadeln, erfreut er ſich vielmehr, daß ſein Kind ſo ungemein geliebet wird.

Die Wittwe eines Tehueliſchen Caciken, deren Ehegatte verrätheriſcher Weiſe in Friedenszeiten von den Spaniern war getödet worden, entſchloß ſich, die Stadt und die Mißionarien zu verlaſſen, und weder Bitten noch Ueberredungen vermochten ſie von einer ſo traurigen Entſchlieſſung zurück zu halten. Sie hatte einen Sohn von ungefähr ſechs Jahren, der die Mißionarien, wegen der Geſchenke, die ſie ihm an Brod, Feigen, Roſinen u. ſ. w. zu geben pflegten, ſehr lieb gewonnen hatte. Als dieſer hörte, daß ihn ſeine Mutter mit ſich wegführen wollte, weigerte er ſich, ſich zur Reiſe anzuſchicken, und verlangte, zu den Vätern gebracht zu werden. Die Mutter, der die Traurigkeit ihres Kindes zu Herzen gieng, entſchloß ſich augenblicklich, an dieſem Orte zu bleiben, und nahm kurz darauf die chriſtliche Religion an.

Dieſe Indianer haben eine ſehr ſonderbare Tracht. Die Männer gehen beſtändig in bloßen Köpfen, ihre Haare aber binden ſie hinten auf, ſo daß das unterſte Ende in die Höhe geſchlagen iſt; öfters befeſtigen ſie ſolche ganz knapp oben auf dem Kopfe mit einem breiten bunten wollenen Gürtel, von wunderbarer Arbeit. In ihren Zelten tragen ſie Mäntel von zuſammengenäheten Thierhäuten. Unter dieſen ſind die, die aus Häuten von jungen Füllen und Pferden beſtehen, die wohlfeilſten. Die Mäntel aber, die von der Haut eines kleinen ſtinkenden Thieres, das ſie Yaguane nennen, und unſerer wilden Katze ähnlich iſt, haben vor

jenen den Vorzug. Dieſes Thier iſt von einer dunkeln ſchwarzbraunen Farbe, mit zwey langen und breiten Streifen auf beyden Seiten ſeiner Ribben; ſeine Haare ſind weich und fein.

Das Fell des Coipu, oder der Fiſchotter, ſteht mit dem Felle des Yaguane, oder Maikel, in gleichem Werthe. Der Kopf, das Maul und die Zähne dieſes Thiers haben eine große Aehnlichkeit mit den Caninchen. Sein Fell iſt lang und fein und ſo gut wie das Bieberfell; es vergräbt ſich an den Ufern der Flüſſe in Hölen, die aus ein oder zwey Stockwerken beſtehen, und nährt ſich von Fiſchen, es hat einen langen runden Schwanz, der bis ans Ende immer ſpitziger wird, und ſein Fleiſch iſt gut zu eſſen.

Die Mäntel, die aus Guanacoenfellen gemacht werden, ſind in viel größerm Werthe, als alle die vorerwehnten, wegen ihrer Wärme, Feinheit der Wolle und langen Dauer. Aber die ſchätzbarſten unter allen ſind die Mäntel, die aus den auſſerordentlich ſanften und ſchönen Fellen der kleinen Füchſe gemacht werden, ſie ſind vielfarbig grau mit einer rothen Kante, aber nicht ſo dauerhaft, wie die Guanacofelle.

Sie verfertigen und weben auch feine Mäntel von wollenem Garne von allerhand bunten Farben, die, wenn ſie um den Leib geſchlagen werden, ihnen von den Schultern bis an die Waden reichen; unter dieſen tragen ſie etwas kleinere, von eben der Art, die ſie um den Unterleib ſchlagen, und auſſer dieſen dreyzipfliche ſchmale lederne Schürzen, ſtatt der Beinkleider, wovon ſie zwey Enden um den Leib herum zuſammen, und das dritte Ende zwiſchen den Beinen hindurch hinten feſt binden. Sie machen auch Mäntel von rothen Zeugen z. B. Perpetuel, welche ſie nebſt Hüthen,

die ſie ſehr gern, beſonders zu Pferde, tragen, von den Spaniern kaufen. Sie zieren dieſelben mit himmelblauen Knöpfen und binden eine oder zwey Reihen davon um Hals und Arme. Sie malen ihre Geſichter auf das häßlichſte bald roth bald ſchwarz, und bilden ſich dabey ein, ſie erhielten dadurch eine beſondere Schönheit.

Wenn ſie reiten, bedienen ſie ſich ſtatt des vorerwehnten Mantels eines andern, der mit allerhand Figuren gezieret iſt. Er iſt ganz zugenähet, und hat nur eine Oeffnung in der Mitte, daß ſie mit dem Kopfe durchkriechen können; er reicht ihnen bis an die Knie, manchmal auch bis an die Füße herab. Männer und Weiber tragen eine Art Stiefeln oder Strümpfe, die aus den Häuten von den Vorder- und Hinterſchenkeln der Pferde und Füllen gemacht werden; zu dem Ende ziehen ſie die fetten und innern Häutchen ab, beſtreichen ſie, wenn ſie getrocknet ſind, mit Fett, machen ſie ſodann durch Zuſammenreiben geſchmeidig und legen ſie an, ohne ſie vorher zuzuſchneiden.

Ihre Kriegsrüſtung beſteht aus einem Helm, in Form eines herunter geſchlagenen Hutes, von doppelt über einander genäheter Ochſenhaut, und in einem Waffenrocke. Dieſer iſt ein weiter Rock mit engen kurzen Ermeln, der wie ein Hemd geſtaltet und übergeworfen wird, und aus drey oder vierfach zuſammengenäheten Antashäuten geſchnitten iſt. Dieſer Waffenrock iſt ſehr ſchwer und ſtark genug, Pfeilen und Lanzen zu widerſtehen, viele halten ihn ſogar für ſchußfrey. Er geht hoch über den Hals hinaus, und bedecket beynahe Augen und Naſe. Zu Fuße bedienen ſie ſich eines großen ſchweren viereckten Schildes von Ochſenhäuten. Ihre Waffen beſtehen in einem kurzen Bogen und mit Knochen zugeſpitzten Pfeilen. Die

Tehuel-

Tehuelhets und Huillichen vergiften zuweilen die Spitzen mit einer Art Gift, wovon die Verwundeten zwey bis drey Monate lang nach und nach abzehren, bis ſie zuletzt, Skeleten ähnlich, verſcheiden. Sie führen auch eine Lanze, von vier bis fünf Yärds in der Länge, die von einem feſten Rohre, das an den Cordilleras wächſt, gemacht wird, viele ungefähr vier bis fünf Zoll aus einander ſtehende Abſätze hat, und mit einer eiſernen Spitze verſehen iſt. Sie bedienen ſich auch der Schwerdter, wenn ſie welche von den Spaniern bekommen können, man trift ſie aber gemeiniglich nur ſehr ſelten an. Eine andere Art Waffen, die dieſer Nation noch beſonders eigen iſt, ſind die Kugeln oder große runde Steine, denen ſie dieſe Form durch das Widereinanderſchlagen geben, und die ungefehr vier Zoll im Durchſchnitt haben. Sie beſtehen größtentheils aus Kieſelſteinen; ich habe aber auch welche geſehen, die aus dem Innern des Landes kamen, und aus einer Art von Erzt, das einem feinen hellen Kupfer glich, gemacht waren. Es giebt auch noch andere dergleichen Kugeln, deren Maſſe in einer Art Eiſenſtein beſtehet.

Es giebt zwey oder drey Sorten dieſer Kugeln. Diejenige, deren man ſich am meiſten im Kriege bedienet, iſt eine einzelne runde Kugel, ungefehr ein Pfund ſchwer, an welche ſie eine ſchmale aus Häuten geſchnittene oder aus Sennadern gedrehete Schnur befeſtigen. Damit ſchleudern ſie ihre Gegner dergeſtalt wider die Köpfe, daß die Hirnſchale davon entzwey gehet, und die Kugel Schnur und alles mit ſich fortnimmt.

Die andere Art wird verſchiedentlich im Kriege und auf der Jagd gebraucht. Sie beſteht, wie die vorigen, aus zwey Kugeln, die mit Leder überzogen,

und an die beyden Enden eines drey bis vier Yärds langen ledernen Riemens befeſtiget ſind. Die eine Kugel faſſen ſie in die Hand, ſchwenken die andere drey bis viermal über ihrem Kopfe, ſchleudern ſie ſodann und umwickeln damit diejenigen, die ſie treffen. Sie können ſie mit einer ſolchen Geſchicklichkeit ſchleudern, daß ſie einen Reuter damit gleichſam aufbinden können. Sie haben auch auf dieſen Wurf dergeſtalt ausgelernet, daß ſich die Schnur, wenn ſie jagen, rings um den Hals des Thiers ſchlingt, und die Kugeln zwiſchen den Vorderfüßen herabhängen, und es auf ſolche Weiſe zugleich getroffen, gefallen und gefangen iſt.

Zuweilen, beſonders beym Jagen, bedienen ſie ſich zwey kleinerer Kugeln, die ſie mit zwey Riemen, deren jeder ein Yärd lang iſt, an den Riemen, woran die größere Kugel gebunden ſind, befeſtigen, um ihre Beute deſto beſſer umſchlingen zu können. Wenn ſie Strauße, Hirſche oder Guanacoen jagen wollen, nehmen ſie Kugeln, die noch kleiner, als diejenigen ſind, deren ich gedacht habe. Sie ſind von Marmor, wohl geglättet und an eine Schnur von Sennadern gebunden.

Die Frauenzimmer haben keinen Kopfputz, ſondern nur zwey an beyden Seiten herabhängende lange Haarzöpfe. Sie tragen Ohrringe oder Gehänge von viereckten kupfernen Blatten, ohngefähr zwey bis drey Zoll breit und eben ſo lang, woran ein Stück von dem nämlichen Metall, wohl geſchlagen, angefügt iſt, um zu verhüten, daß ſie ihre Ohrläppchen, die ſehr weit durchbohrt ſind, nicht zuſchneiden. Sie tragen auch Schnuren himmelblauer Knöpfe um Hals, Arm und Schenkel.

Ihre

Ihre Mäntel ſind eben ſo beſchaffen, wie die Mannsmäntel; aber ſie ſchlagen das eine Ende um den Hals, heften es vorne an der Bruſt mit einer kupfernen Nadel zuſammen, und wickeln den übrigen Theil rund um ihren Unterleib, ſo, daß er bis auf die Schenkel herabfällt. Sie tragen auch eine kurze Schürze, die unter dem Mantel um den Leib gebunden iſt, und ein wenig über die Knie reicht. Es iſt aus buntem Garn zuſammen gewebt, und hat von oben bis unten hin Streifen von allerhand Farben. Wenn ſie reiten, ſetzen ſie Strohhüte auf, die wie ein breiter niedriger Zuckerhut, oder wie die chineſiſchen Hüte geſtaltet ſind. Ihre Stiefeln ſind von eben der Art, wie ſie die Männer tragen.

Sechſtes Kapitel.

Von der Sprache der Einwohner dieſer Länder.

Die Sprachen dieſer Indianer ſind von einander unterſchieden. Ich habe nur die Moluchiſche, die unter allen die zierlichſte und faßlichſte iſt, erlernet. Eine lange Abweſenheit von dieſen Ländern hat mir die Wiedererinnerung an dieſe Sprache ſehr erſchweret; nichts deſto weniger will ich die beſte Nachricht, die nur in meinen Kräften ſtehet, davon ertheilen, um den Wißbegierigen ſowohl, als den Forſcher, zu befriedigen.

Dieſe Sprache iſt wortreicher und zierlicher, als man von der Sprache eines ungebildeten Volkes erwarten ſollte.

Die Nomina haben nur eine Deklination, und ſind alle von gemeinſchaftlichem Geſchlechte. Der Dativ, Accuſativ und Ablativ haben alle einerley Endigung mit ihrem Anfange oder Nachſatze. Es ſind nur zwey Numeri, Singular und Plural; der Dual wird gemacht, wenn man das Wort Epu (welches zwey bedeutet) vor das Wort ſetzt; die Pronomina haben aber alle drey Numeros; die Adjectiva werden vor den Subſtantivis geſetzt, und verändern ihre Endigungen nicht weder im Caſus noch Numerus, als:

Cume	gut
Cume huentu	ein guter Menſch
Cume huentu eng'n	gute Menſchen

Declination der Nominum.

Singular.	Plural.
N. Huentu der Menſch	N. Pu huentu die Menſchen oder huentu eng'n die Menſchen
G. Huentuni des Menſchen u. ſ. w.	G. Puhuentu der Menſchen und ſo weiter wie im Singular.
D. Huentumo	
A. Huentumo	
V. Huentu	
A. Huentumo oder Huentu engu.	

Die Pronomina.

Inche	Ich	Quiſu	er ſelbſt, ihm und ihn ſelbſt
Eimi	Du	Inche quiſu	ich ſelbſt
Vei	Er	inchiu	wir zwey
Tva od. T'vachi	dieſer, e, es	Inchin	wir viele mehrere
Velli	Jener, e, es		
Inei	welche, welchem welchen.		

Und

Und auf die nämliche Art.

Eimi	du	Eim'n	ihr viele
Eimu	ihr zwey		mehrere.

Statt der Pronominum poſſeßivorum braucht man den Genitivum oder das Zeichen des Genitivi der Pronominum, ni, meiner e, es, mi, deiner, e, es. So wird auch m'ten, allein, zuweilen als ein Adjectiv oder Pronomen und ein andermal wieder als ein Adverbium geſetzt.

Die Verba haben nur eine Conjugation, und ſind niemal irregularia oder defectiva. Sie werden aus einem Theile der Rede gemacht, indem man ihnen die Endigung eines Verbi giebt, oder das Auxiliarverbum gen, oder wie es ausgeſprochen wird, 'ngen, welches mit den lateiniſchen ſum, es, fui, u. ſ. w. übereinſtimmt, beyfügt.

Beyſpiele.

1) P'lle,	nahe
p'llen, oder P'llengen	ich bin nahe
P'lley oder P'llengey	er iſt nahe.
2) Cume	gut
Cumen	gut ſeyn
Cumeugen,	gut ſeyn
Cumelen	gut ſeyn
3) Ata	böſe, übel
Atan	böſe ſeyn
Atangen	böſe ſeyn
Atal'n oder Atalcan,	verderben oder böſe machen

Die Verba haben drey Numeros, den Singular, Dual und Plural; und eben ſo viel Tempora, wie in der griechiſchen Sprache. Sie werden alle durch die Einſchaltung gewiſſer Partikeln vor dem letzten

Buchſtaben des Indicativ und vor der letzten Sylbe des Conjunctiv gebildet.

Präſens	Elun, geben
Imperfect.	Elubun
Perfect.	Eluyeen
Präter. Perf.	Elugeebun
1. Aoriſt.	Eluabun
2. Aoriſt.	Eluyeabun
1. Futurum	Eluan
2. Futur.	Eluyean.

Den Conjunctivus Modus endigen ſie mit der Partikel li, ſtreichen ſtatt dieſer den Buchſtaben n im Indicativ weg, und verändern darnach alle Tempora, wie zuvor, als:

Präſens	Eluli
Imperf.	Elubuli
Perf.	Eluyeeli
Präter. Perf.	Eluyeebuli
1. Aoriſt.	Eluabuli
2. Aoriſt.	Eluyeabuli
1. Futur.	Eluali
2. Futur.	Eluyeali

Anmerk. Die Huillichen ſetzen oft ſtatt des Perf. Indicativi Eluyeen und ſtatt des Perf. Conjunctivi Eluyeeli, Eluvin und Eluvili.

Ich habe bemerkt, daß ſie ſich ſtatt des Imperativi öfters des Futuri Indicativi und zuweilen in der dritten Perſon bedienten, als, Elupe, laßt ihn geben.

Ein Moluchiſcher Indianer, der ein Straußeney verzehrte, und Salz verlangte, ſagte: Chaſimota iloavinquin, **laſſet mich es mit Salz eſſen.** Iloavin iſt hier das Futurum 1. und die dazwiſchen eingeſchaltete Partikel *vi* bedeutet ſo viel als **es.** Ob die Partikel

tikel *quin* etwas mehr als eine Zierlichkeit ſeyn ſoll, weiß ich nicht; eine gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Worte Chaſimo*ta*, bey welchem die Schlußſylbe *ta* überflüßig iſt, es wäre denn des Wohlklanges wegen; denn Chaſimo iſt, ohne irgend einem Zuſatze, der Ablativ von Chaſi, Salz.

Die Tempora werden durch alle ihre Numeros mit den Endigungen des Präſentis Indicativi conjugirt.

Sing.	n,	imi,	y
Dual.	iu,	imu,	ingu
Plur.	in,	im'n,	ing'n

Zum Beyſpiel.

Sing.	Elun	Eluimi	Eluy
Dual.	Eluiu	Eluimu	Eluingu
Plur.	Eluin	Eluim'n	Eluing'n.

Im Conjunctiv.

Sing.	li	limi	liy
Dual.	lin	limu	lingu
Plur.	liin	lim'n	ling'n.

Zum Beyſpiel.

Sing.	Eluli	Elulimi	Eluliy
Dual.	Eluiu	Elulimu	Elulingu
Plur.	Eluliin	Elulim'n	Eluling'n.

Auf dieſe Art werden auch alle die andern Tempora conjugirt.

Anmerk. Der 2. Aoriſt und das 2. Futurum ſind nur bey den Picunchen, nicht aber bey den Huillichen gebräuchlich.

Der Infinitivus Modus wird aus der erſten Perſon des Indicativus gemacht, der man den Genitiv des Pronominis perſonalis oder ein Pronomen poſſeßivum vorſetzt, um die handelnde oder leidende Perſon anzuzeigen, und zwar kann man ſich hierzu aller Temporum des Indicativ bedienen, als:

ni Elun	ich geben
ni Elubun	du geben
ni Eluvin	er geben

Die andern Pronomina poſſeßiva ſind mi, dein, e, und 'n, ſein, ſeine, und nur im Singular gebräuchlich.

Es ſind zwey Participien, die eben ſo wie der Infinitiv gemacht werden, und ſich durch alle Tempora conjugiren laſſen; das eine iſt das Participium activum, das andere das paßivum.

Activ.	Elulu	die gebende Perſon
Paßiv.	Eluel	die gegebene Sache.

Hieraus entſtehen

Elubulu	der da gab
Eluyelu	der da gegeben hat
Elualu	der da geben wird
Eluabulu	der da geben ſollte

Elubuel	die Sache, welche gegeben wurde
Eluyeel	die Sache, welche gegeben worden iſt
Elual u. ſ. w.	die Sache, welche gegeben werden wird.

Aus allen dieſen und den Verbis activis werden die Paßiva gebildet, indem man das Auxiliarverbum gen hinzufügt, welches in dieſem Falle durch alle Tempora hindurch abgeändert oder deklinirt werden kann, indeß der übrige Theil des Verbi unveränderlich bleibet. Z. B.

Elugen	ich bin gegeben
Elugebun	ich wurde gegeben
Elugeli	ich kann gegeben werden
Elungeuyeeli	ich mag gegeben worden ſeyn
Elungeali, etc.	ich werde gegeben werden.

Eine andere Abänderung leiden die Verba dieſer Sprache durch die Tranſition, wodurch ſowohl die handelnde Perſon, als auch diejenige angezeiget wird, auf welche die Handlung übergehet; und dieſes geſchiehet durch die Einſchaltung oder Hinzuſetzung gewiſſer beſtimmter Partikeln. Dieſes hat die Sprache, von welcher hier die Rede iſt, mit der Peruaniſchen gemein, wiewohl die letztere in Anſehung des Gebrauchs dieſer Partikeln mit mehrerer Schwierigkeit verbunden iſt, und eine größere Anzahl derſelben enthält. Mich dünkt nicht, daß die Sprachen der Puelchen, Chaco oder Guarainen dieſe beſondere Eigenſchaft hätten. Ich werde dieſe Tranſitionen zwar nicht alle ſammlen können, aber ich will mich doch bemühen, die beſtmöglichſte Nachricht davon zu geben.

Es ſind dieſer Tranſitionen an der Zahl ſechs, als:

von mir zu dir oder euch
von euch zu mir
von ihm zu mir
von ihm zu euch
von mir oder euch zu ihm.

und die wechſelsweiſen Tranſitionen, wenn ſie auf beyden Seiten gleich ſind.

Die erſte Tranſition wird durch eymi, eymu und eim'n im Indicativ ausgedrückt, und im Conjunctiv durch elmi, elmu und elm'n; und dieſes geht durch alle Tempora hindurch, als

Elun	Ich gebe
Elueymi	ich gebe euch
Elueymu	ich gebe euch zweyen
Elueim'n	ich oder wir geben euch vielen

und im Conjunctiv

Eluelmi
Eluelmu
Eluelm'n

mit ihren Derivativis, den andern Temporibus.

Die zweyte Tranſition iſt von euch zu mir und wird durch die Partikel en ausgedruckt, als, eluen, ihr gebt mir, welches im Dual und Plural elueiu und eluein hat.

Die dritte Tranſition von ihm zu mir heißt

Sing. Elumon
Dual. Elumoiu
Plur. Elumoin (wenn unſerer viele ſind.)

Im Conjunctiv.

Sing. Elumoli
Dual. Elumoliyu
Plur. Elumoliin

Die vierte Tranſition von ihm zu dir wird gemacht, wenn man der erſten Perſon des Singular eneu beyfügt, als:

Eleuneu, er giebt dir

und eymu mo, eim'n mo zum Dual und Plural.

Im Conjunctiv.

Elmi mo
Elmu mo
Elm'n mo

Die fünfte Tranſition von mir zu dir, zu dieſem oder jenem oder ihm, wird durch die Zwiſchenſetzung der Partikel vi gebildet, als:

Eluvin ich gebe es, oder gebe ihm
Eluvini du giebſt ihm
Eluvi er giebt ihm
Eluviyu, Eluvimu } wir oder ihr beyde gebt ihm
Eluviu, Eluvim'n } wir viele geben ihm

Der Conjunctiv hat Eluvili.

Ich halte dafür, daß dieſes einigermaſen mit dem Tempus perfectum der Huillichiſchen Sprache gleichlautend iſt; ſie finden es inzwiſchen für gut, ſich deſſen zu bedienen, ob ſie gleich ſelbſt wiſſen, daß es in uneigentlichem Verſtande geſchieht. Dieſes iſt aber nicht der einzige Grund der Zweydeutigkeit ihrer Sprache, die beſonders in den Präpoſitionen angetroffen wird, wo eine ſolche Präpoſition viele Bedeutungen hat, und dadurch den Sinn ſehr verwirret, wie man bey der Deklination ihrer Nominum ſehen kann

Die ſechſte und letzte Tranſition wird durch alle Numeros, Modos und Tempora conjugiret, auf die nemliche Art, wie die einfachen Verba. Man macht ſie durch die Dazwiſchenſetzung der Partikel huu, oder wie es ausgeſprochen wird, wu, als

Eluhuun oder } ich gebe mir
Eluwun }

Ayuwimi, du liebeſt dich

Ayuhui er liebet ſich

Ayuhuim'n, etc. ihr liebet einander.

Sie haben noch eine beſondere Art, die Verba zu verbinden, indem ſie ihre Bedeutungen verändern, die bejahenden verneinend, neutra zu adjectivis machen, und durch die Zwiſchenſetzung der Präpoſitionen, Adverbiorum, Adjectivorum u. ſ. w. anzeigen und ausdrücken, wie und auf was Art die Sache geſchehen iſt, als

Cupan,	kommen
Naucupan,	herabwärts kommen

Nag'n, fallen

Nagcumen fallen mach'n

Payllac'non eines Mund aufwärts ziehen

von pailla Mund aufwärts und c'non ziehen, legen u. ſ. w.

Aucan rebelliren

Aucatun noch einmal rebelliren

Aucatul'n einen Aufruhr erregen.

Lan der Tod, oder ſterben

Langm'n tödten

Langm'chen Indianer tödten
von langm'n tödten und
che Indianer oder Menſchen

Ayun lieben

Ayulan nicht lieben

Pen bedeutet ſehen, pevin ich ſah ihn, vemge auf dieſe Weiſe, und la iſt die Verneinung. Dieſe Wörter werden in eins zuſammen verbunden, als pevemgelavin, ich ſah ihn nicht auf dieſe Weiſe.

Die Zahlwörter ſind in dieſer Sprache vollſtändig, und man kann eine jede Anzahl dadurch ausdrücken.

Quine eins

Epu zwey

Quila drey

Meli vier

Kechu fünf

Cayu ſechs

Selge ſieben

Mari (oder bey den Huillichen Maſſi) zehen
Pataca hundert
Huaranca tauſend

Die zuſammengeſetzten Zahlen ſind folgende
Maſſi quine elf
Maſſi epu zwölf
Maſſi quila dreyzehen
Epu maſſi zwanzig
Epu maſſi epu zwey und zwanzig
Epu maſſi quila drey und zwanzig
Quila pataca dreyhundert
Selge pataca ſiebenhundert u. ſ. w.

Die Adverbia.

Mu	nicht, nein
May	ja
Chay oder Chayula	heute oder gegenwärtig
Vule	morgen
Fvou	hier
Vellu	dort
P'lle	neben, nahe
Allu mapu	von fern, von weitem
Nau	unten oder niederwärts
Huenu	oben drüber
Pule	wider, gegen
Allu pule	entfernt
Chumgechi	auf was Art
Vemgechi oder vemge	auf dieſe Art

mo oder meu { die lateiniſchen Präpoſitionen *in, contra, cum, per, ob, propter, intra.*

Cay und Chay, wenn ſie nach einem Nomen geſetzt werden, heißen, oder, allein, und vielleicht

Huecu ohne

Um einen deutlichern Begriff von dieſer Sprache zu geben, füge ich folgende Proben davon bey.

Das Zeichen des Kreuzes.

Santa cruz ni gnelmeu, inchin in pu
durch das Zeichen des heiligen Kreuzes von unſern
caynemo montulmoin, Dios, inchin in
Feinden erlöſe uns, o Gott, unſer
Apo, Chao, Votch'im cay, Spiritu Santo cay
Herr, Vaters und Sohns und heiligen Geiſtes
ni wimeu. Amen.
im Namen des. Amen.

Der Anfang des Vater Unſers.

Inchin in Chao, huenumeuta m'leymi,
Unſer Vater, der du biſt im Himmel,
ufchingepe mi wi, eymi mi toquin
geheiliget ſey dein Name, dein Reich
inchinmo cupupe; eymi mi piel
komme zu uns; dein Wille
chumgechi vemgey huenu mapumo
ſo wie er geſchicht im Himmel,
wemgechi cay vemengepe tue-mapumo etc.
geſchehe alſo auch auf Erden u. ſ. w.

 Der

Der Anfang des Glaubens.

Mupiltun Dios, Chaomo vilpepilvoe,
Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater,
huenu vemvoe, tue vemvoe cay,
des Himmels Schöpfer und auch Schöpfer der Erde,
inchin in Apo, Jeſu Chriſtomo cay,
an unſern Herrn, Jeſus Chriſtus, auch,
veyni m'ten Votch'm, etc.
ſeinen einzigen Sohn u. ſ. w.

Anfang der chriſtlichen Lehre.

Fr. Chumten Dios m'ley? Wie viel Götter ſind es?

Ant. Qvine m'ten, einer nur.

Fr. Cheu m'ley ta Dios? Wo iſt Gott?

Ant. Huenu-mapumo, tue mapumo, Im Himmel, auf Erden, vill-mapumo ſuma cay; und allenthalben in der ganzen Welt.

Fr. Iney cam Dios? Wer iſt Gott?

Ant. Dios Chao, Gott der Vater, Dios Votch'm, Gott der Sohn, Dios Spiritu Santo, Gott der heilige Geiſt, cay quila Perſona geyum, und ſind drey Perſonen, quiney Dios m'ten, nur ein einziger Gott.

Fr. Chumgechi, quila Perſona geyum quine m'ten ta Dios? auf was Art, indem es drey Perſonen ſind, iſt es nur ein Gott?

Ant. T'vachi quila Perſona quine
dieſe drey Perſonen haben nur ein
gen-n'gen, veyula quine m'len ta Dios.
Weſen, denn dieſer Gott iſt einer allein.

Dieſe Proben ſind nach dem indianiſchen Ausdruck eingerichtet, und da, wo das indianiſche Idiom nicht hinreicht, oder einen falſchen Begriff geben möchte, mit wenigen ſpaniſchen Worten vermiſcht. Und dieſes, nebſt dem angehängten kurzen Wörterverzeichniß, mag genug ſeyn, einen kurzen, wiewohl unvollkommenen, Begriff von dieſer Sprache zu geben.

Ich übergehe einige gemeine Wörter, welche bereits erläutert worden ſind.

Anſtatt Dirihets und Leuruches leſe man durchgängig: Divihets und Leuvuches.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wörterverzeichniß.

P'llu, die Seele, ein Geiſt.

Lonco, der Kopf, das Haar.

Az, das Geſicht.

N'ge, die Augen.

Wun oder Huun, der Mund.

Gehuun, die Zunge.

Yu, die Naſe.

Voſo, die Zähne, die Beine.

Anca, der Körper.

Pue, der Bauch.

Cuugh, die Hand.

Namon, der Fuß.

Pinque, das Herz.

P'nen, ein Kind.

Nahue, eine Tochter.

Peni, ein Bruder.

Penihuen, rechte Brüder.

Huinca, ein Spanier.

Seche, ein ſchöner Indianer.

Huenuy, ein Freund.

Caynce, ein Feind.

Huincha, ein Haarzopf.

Makun,

Makun, ein Mantel.

Lancattu, Glasknöpfe.

Coſque, Brod.

Ipe, Nahrung, Speiſe.

In, oder ipen, eſſen.

Ilo, Fleiſch.

Ilon, Fleiſch eſſen.

Putun, Getränke, trinken.

Putumum, ein Becher.

Chilca, die Schrift, das Schreiben.

Chilcan, ſchreiben.

Sengu, ein Wort, Sprache, auch ein Ding.

Huayqui, eine Lanze.

Huayquitum, mit der Lanze ſtoßen.

Chinu, ein Meſſer, Schwert.

Chingoſcun, verwunden.

Chingoſquen, verwundet ſeyn.

Conan, ein Soldat.

Conangean, einer, der Soldat wird.

Amon, wandeln oder gehen.

Anun, ſitzen.

Anupeum, ein Sitz oder Stuhl.

Anunmahuun, das innere Gefühl, Empfindung.

Poyquelhuun, fühlen, begreifen, empfinden.

Con'n, hineingehen.

Tipan, hinausgehen.

Cupaln, bringen.

Entun, wegnehmen.

Aſeln, einen Widerwillen haben.

Aſelyen, haſſen.

M'len, ſeyn, beſitzen.

Mongen, das Leben, leben.

Mongetun, wieder aufleben.

Suam, der Wille.

Suamtun, wollen.

Pepi, Macht.

Pepilan, mächtig ſeyn.

Quimn, Kenntniß, kennen.

Quimeln, lernen.

Quimelcan, lehren, unterrichten.

Pangi, ein Löwe.

Choique, ein Straußvogel.

Achahual, ein Hahn oder eine Henne.

Malu, eine Eidex.

Cuſa, ein Stein, eine Ecke.

Saiguen, eine Blume.

Milya, Gold.

Lien, Silber.

Cullyin, Münze, Geld.

Cullingen, reich ſeyn.

Cunnubal, arm, elend, ein Waiſe.

Cum panilhue, (rothes Metall) Kupfer.

Chos panilhue, (gelbes Metall) Meßing.

Gepun, Farbe, oder Gemälde.

Saman, ein Gewerbe, Handwerk, Handel, ein Künſtler.

Mamel, ein Baum, Holz.

Manuel-ſaman, ein Zimmermann.

Suca-ſaman, ein Baumeiſter, Hausbauer.

Antuigh, die Sonne, der Tag.

Cuyem oder Kiyem, der Mond, ein Monat.

Tipantu, ein Jahr.

K'tal, Feuer.

Aſee, heiß, Hitze.

Choſee, kalt, Kälte.

Atutuy, es iſt ſchauernd kalt.

E N D E.

XXX II, 84
VII, 86

2 Kln-

Lien, Silber.

Cullyin, Münze, Geld.

Cullingen, reich ſeyn.

Cunnubal, arm, elend, ein Waiſe.

Cum

Chos

Gepu

Sama ... ler.

Man

Man

Suca

Antu

Cuy

Tipa

K'tal

Aſee

Cho

Atu

E N D E.

Lien, Silber.

Cullyin, Münze, Geld.

Cullingen, reich ſeyn.

Cunnubal, arm, elend, ein Waiſe.

Cum …

Chos p…

Gepun…

Saman … er.

Mame…

Manu…

Suca-ſ…

Antui…

Cuye…

Tipan…

K'tal, …

Aſee, …

Choſ…

Atutu…

Ende.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Falkner, Thomas

Beschreibung von Patagonien und den angrenzenden Theilen von Südamerika

Gotha 1775

Res/Am.a. 765
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00075376-8
VD18 14594188